

Portal

Das Potsdamer Universitätsmagazin

4/2010

ISSN 1618-6893



Glauben und Wissen:
Religionswissenschaften im säkularen Staat

Außerdem in diesem Heft:

Geheimnisse des Geistes34-35

Mit den Dänen auf Du und Du50

Inhalt 4/2010

Campus & Leute



Glauben und Wissen	3
Forum: Was uns auf den Nägeln brennt	4-11
Vollkommen zu Hause	4
Glaubensprobe Alltag	4
Nachdenklicher geworden	5
Gemeinden finden Nachwuchs	6
Respekt für das Andere	7
Den Alltag in die Klassenzimmer geholt	8
Bevor die Nachricht zur Nachricht wird	9
Wann wird Religion zur Gefahr?	10
Nicht besser, aber anders	11
Das Labor der Moderne	12
Neue Vizepräsidentin	12
Riskante Spiele mit Rücklagen	13
Impressionen von der Erstsemesterbegrüßung 2010	14/15
Inspirierendes Grün	16
Kartoffelchips im Chemieunterricht	17
Studienbewerber im Eignungstest	18
Noch längst nicht alle zufrieden	19
Von der Schule in die Uni	20
Pausenexpress nimmt Fahrt auf	21
Aus dem Senat	22-23
Schwieriger Auftritt	22
Schönste Bilder gesucht	24
Das Gültige im Moment	24-25
Buchtipp	25
Ein Platz zum Wohlfühlen	26
Türkische Alltagshürden	27
Wo Afrika auf Europa prallt	28
Wenn Studierende Steuern zahlen müssen	29
Das Wurmloch im Haus 9	30

Wissenschaft & Forschung



Geheimnisse des Geistes	34-35
Bevor ein Stern stirbt	36
Hochkarätiger Zuwachs	37
Neue Stiftungsprofessur	37
Humboldt-Stipendiat Dimas Mendes Ribeiro zu Gast	38
Von pilgernden Literaten und Museumsrundfahrern	39
Die Netzwerke der Macht	40
Die Toten von Treuenbrietzen	41
Neues Selbstverständnis für Potsdam	42
„Homer“ in der Wissenschaft	43
Rap für Demokratie	44
Mehr als eine schöne Fassade	45
Lust und Last	46
„Englisch ist nicht gleich Englisch“	47

Universität & Gesellschaft



Mit den Dänen auf Du und Du	50
„Eine studiert jetzt Jura“	51
Physik lag in der Luft	52
Aus der Wirtschaft in den Hörsaal	53
Seminar im Bühnenraum	54

Rufe	31
Personalia	31
Neu ernannt	32-33
Neu bewilligt	48/49
Tipps und Termine	55

Impressum

Portal – Das Potsdamer Universitätsmagazin
ISSN 1618 6893

Herausgeber: Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion: Birgit Mangelsdorf [bm] (verantwortlich),
Petra Görlich [pg]

Mitarbeit: Antje Horn-Conrad [ahc], Bettina Micka [bmi],
Andreas Peter [ap]

Anschrift der Redaktion: Am Neuen Palais 10,
14469 Potsdam
Tel.: (0331) 977-1675, -1474, -1496 · Fax: (0331) 977-1130
E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Online-Ausgabe: www.uni-potsdam.de/portal

Titelfoto: Monika Schulz-Fieguth

Fotos/Abbildungen: Wenn nicht anders vermerkt – alle von
Karla Fritze, Uni Potsdam

Layout und Gestaltung: unicom-berlin.de

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
5. Januar 2011

Formatanzeigen: unicom MediaService,
Tel.: (030) 509 69 89 · 15, Fax: - 20
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 2, www.hochschulmedia.de

Druck: Druckerei H. Heenemann
Auflage: 5.000 Exemplare

Nachdruck gegen Belegexemplar bei Quellen- und Autoren-
angabe frei.

Die Redaktion behält sich die sinnwahre Kürzung ein-
gereichter Artikel, einschließlich der Leserbriefe, vor. Portal
finden Sie online, zum Teil mit aktuellen Ergänzungen, unter
www.uni-potsdam.de/portal.

Glauben und Wissen

Die Universität Potsdam hat sich für eine verstehende Religionswissenschaft entschieden

Religion in Deutschland ist zum Alltagsthema geworden. Unabhängig von aktuellen Entwicklungen aber beschäftigt sich die Wissenschaft schon seit Jahrhunderten mit ihr. Im Lauf der Zeit bildeten sich zwei unterschiedliche Zugänge heraus: die Religionswissenschaft und die Theologie. Dazwischen gibt es Mischformen. Die Universität Potsdam hat sich einer davon verschrieben.

VON JOHANN EV. HAFNER

Die Landschaft religionsbezogener Fächer in Deutschland befindet sich in einem epochalen Umbruch, der sich aus zwei sehr verschiedenen Entwicklungen ergibt: Erstens wurden in den letzten Jahren die christlichen Theologien stark zurückgebaut. Das heißt, Dutzende von theologischen Lehrstühlen, einige kirchliche Hochschulen und staatliche Fakultäten wurden geschlossen, weil die Nachfrage gesunken ist. Während die Zahl der evangelischen und der katholischen Theologiestudierenden zwischen 1985 und 2007 um 50 Prozent zurückging, stiegen die Zahlen in Judaistik, Islamwissenschaft und Religionswissenschaft um jeweils mehr als 50 Prozent an. Zweitens hat nun das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Oktober verkündet, dass zwei erste Zentren „Islamische Studien /Islamische Theologie“ in Tübingen und Osnabrück/Münster eingerichtet werden, um muslimische Religionslehrer und Prediger auszubilden. Offensichtlich gibt es im Religionsbereich zwei verschiedene Wissenschaftskulturen: die Theologien und die Religionswissenschaften. Was hat es damit auf sich?

Traditionell wird das Thema „Religion“ an den Universitäten von den beiden großen Theologien – der katholischen und der evangelischen – bearbeitet. Diese sind an vielen Standorten in eigenen Fakultäten organisiert und bildeten seit dem Mittelalter mit der medizinischen und der juristischen die drei oberen Fakultäten. Sie waren der Erforschung des Glaubens verpflichtet, setzten also voraus, dass die Professoren und die Studenten die Religion auch vertra-



Abb.: zg.

ten, die sie lehrten und lernten. Das ist formal noch heute so, aber ab 1800 haben sich Teile der evangelischen Theologie und ab 1900 der katholischen Theologie von konfessionellen Erkenntnisinteressen emanzipiert. Es war für die beiden Großkonfessionen ein langer und schmerzhafter Prozess, sich selber aufzuklären. Sie haben ihren Theologien die Freiheit lassen müssen, das Christentum auf historisch klare Faktoren zurückzuführen.

Die nichtchristlichen Religionen dienten lange als Gegenstand von Polemik, sei es als Heidentum oder als Häresie, der Ketzerei. Im 19. Jahrhundert hingegen begann sich - ausgehend von der Erforschung der fernöstlichen Religionen - eine Wissenschaft vom Religionsvergleich zu entwickeln. Die „Komparatistik“ stellte ähnliche Phänomene nebeneinander und suchte vor-

allem die Gemeinsamkeiten. Sie ging davon aus, dass es ein anthropologisches Grundbedürfnis nach Religion gebe, welches in den verschiedenen Kulturen nur jeweils anders bedient wird. Aztekische, katholische und andere Altäre wurden nebeneinander gestellt. Das provozierte freilich die Frage, ob ein „Tisch mit was drauf“ vergleichbar ist oder hier nicht ein europäischer Begriff Unterschiedliches zusammenzwingt. Um den Vorwurf der Kolonisierung des Fremden zu vermeiden wird die Komparatistik schließlich mit stärker empirischen Disziplinen ergänzt, zum Beispiel durch religionssoziologische Erhebungen von Trends oder neuerdings durch die neurophysiologische Erforschung spiritueller Zustände. Diese Methoden provozieren wiederum die Frage, ob man noch vom Phänomen „Religion“ reden soll, wenn man Meinungen erforscht.

Religion kann also stets aus zwei Perspektiven betrachtet werden: ganz extern als Zivilisationsphänomen (Religionswissenschaften) und ganz intern als privilegierter Zugang zu höherem Wissen (Theologie). Dazwischen sind wenigstens zwei Mischformen entstanden: zum einen die akademische Theologie, welche von innen beobachtet, als wäre sie draußen. Zum anderen eine verstehende Religionswissenschaft, welche von außen beobachtet, wie sich Religionen selbst beschreiben und aufklären. Das ist der Standort der Potsdamer Religionswissenschaft. Hier gibt es eine Professur mit dem Schwerpunkt Christentum und zwei Professuren mit dem Schwerpunkt Judentum. Vor Ort werden Religionswissenschaftler ausgebildet, die sich unabhängig von einer Konfessionszugehörigkeit für Religion interessieren. Hinzu kommen zwei Besonderheiten: In Mitteleuropa einzigartig ist die Ausbildung zum Rabbiner für liberale Gemeinden an Abraham Geiger Kolleg. Die Rabbinerstudenten erweitern dabei ihre Kenntnisse der jüdischen Tradition. Und: Neben Bremen ist Potsdam der einzige Standort, an dem Religionswissenschaft auch für das Lehramt studiert werden kann, nämlich für das religionsneutrale Schulfach Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde.



Was uns auf den Nägeln brennt

Glaubhaften Berichten zufolge, waren es die Mönche des Mittelalters, die mit brennenden Lichtern auf den Nägeln in die Frühmette zogen, um im Schein der Kerzen ein Loblied auf den Herrn zu singen. Das war mitunter eine schmerzhaft Angelegenheit. Jedenfalls geistert seit Jahrhunderten der Satz von den „Dingen, die uns auf den Nägeln brennen“ durch den deutschen Sprachraum. Schenkt man martialischeren Überlieferungen Glauben, dann bezieht sich die Redewendung gar auf eine Folterpraxis, bei der den Opfern glühende Kohlestücken auf oder gar unter die Nägel gelegt oder gesteckt wurden. Wie auch immer: Unter der Überschrift „Was uns auf den Nägeln brennt“ wird sich die Portal-Redaktion von nun an in jeder Ausgabe dem stellen, was Ihnen, den Leserinnen und Lesern der Universitätszeitung, auf den Nägeln brennt, Ihren Problemen, Ihren Anregungen, Ihren Meinungen.

Die Debatte zur Integration ist auch eine zu religiösem Pluralismus

Selbstverständliches Fremdes

Noch nie ist wohl in Deutschland so viel über Integration geredet worden wie gegenwärtig. Thilo Sarrazins Thesen haben eine Diskussion wenn nicht ausgelöst, dann zumindest angeheizt, die überfällig ist. Es geht um Werte und auch um religiöse Dimensionen.

Deutschland ist längst auf dem Weg zu religiösem Pluralismus. Neben den beiden großen christlichen Kirchen findet das Judentum zunehmend wieder seinen Platz. Und auch der Islam gehört inzwischen zu Deutschland, wie es Bundespräsident Christian Wulff kürzlich in seiner Rede anlässlich des Tages der Wiedervereinigung in Berlin feststellte. Aber was bedeutet diese Entwicklung für die Mitglieder der Gesellschaft? Wie können sie sich mit ihrem eigenen Glauben oder ihrer eigenen Weltanschauung darin verorten? Wie reagieren Schule und Bildung darauf? Welche Rolle spielen die Medien? Portal beleuchtet einige der Aspekte näher.

Vollkommen zu Hause

Trotz der Traumata, die meine Familie während des Zweiten Weltkriegs erlitt, machte ich mir vor elf Jahren hinsichtlich meiner Entscheidung keine Sorgen, mein Leben in Deutschland fortzusetzen. Während vorangegangener längerer Sprachaufenthalte in Bayern, Berlin und Baden-Württemberg hatte ich die Möglichkeit, die kulturellen, politischen und sozialen Fortschritte Deutschlands kennen zu lernen. Damit will ich nicht die Existenz antisemitischer und ausländerfeindlicher Organisationen verneinen, jedoch handelt es sich (leider) nicht um ein spezifisches „deutsches Phänomen“ allein. Seine Ursachen sind mehr ein Thema für Sozialwissenschaftler als für Judaisten.

In Deutschland wurde ich immer in meiner „Doppelandersheit“ als Jüdin und als Ausländerin mit vollem Respekt angenommen, und das gilt für das akademische Milieu genauso wie für den Umgang im Supermarkt. Die Globalisierung hat einerseits nationalistische Ängste wiederbelebt, andererseits hat sie jedoch auch eine neue geistige Offenheit in der deutschen Gesellschaft ermöglicht.

Mein Wohlfühlen geht so weit, dass ich die Präsenz der Polizei vor allen Synagogen sehr

bedauere. Jedes Mal, wenn ich meine Synagoge betrete beziehungsweise verlasse, fühle ich mich unwillkommen anders - allein wegen der Polizeipräsenz!

In Deutschland bin ich nun seit Jahren an wissenschaftlichen und sozialen Projekten zum interreligiösen Dialog beteiligt: Durch den gegenseitigen Respekt unserer jeweiligen „Andersheit“ können ich und meine Kolleginnen und Kollegen manchmal auch nach heftigen Diskussionen zusammenwachsen.



Im Vergleich zu allen Ländern, in denen ich in den letzten Jahren aus Forschungsgründen lange gelebt habe - von Israel bis zu den Vereinigten Staaten -, ist Deutschland das einzige Land, in dem ich mich als italienische Jüdin vollkommen zu Hause fühle.

*Prof. Dr. Francesca Yardenit Albertini,
Institut für Religionswissenschaft/
Institut für Jüdische Studien*

Glaubensprobe Alltag

Der Weg zum Glauben war für mich nicht so leicht wie bei manch anderen Menschen. Ich wuchs in einer atheistischen Familie auf und hatte keinen Zugang zu den heiligen Schriften. Obwohl meine Mittel stark eingeschränkt waren, suchte ich bald Antworten auf einige Fragen, die im Alltag jedoch schwer zu finden sind.

Ich bin das Kind dreier Kulturen: Mein Großvater war ein Jude. Einiges über das Judentum weiß ich von ihm. Bis zu meinem 15. Lebensjahr wuchs ich in Russland auf, wo das orthodoxe Christentum fast eine staatliche Religion ist. Die Kenntnisse über den Protestantismus erwarb ich im vereinten Deutschland. Es gibt ein Buch, das diese, auf den ersten Blick gegeneinanderstehenden Religionen vereint: das alte Testament. Mein Verhalten richte ich nach ihm aus.

Ich gehöre zur finnisch-evangelischen Kirche, die die moderne Zeit mit fundamentalen christlichen Grundsätzen verbindet. Leider gibt es in Potsdam keine Gemeinde, im Internet stehen die Mitglieder aber untereinander in Kontakt. Im Alltag versuche ich, aus meinem Leben das Beste zu machen und alle Herausforderungen, vor die mich das Leben stellt, als eine Probe des Glaubens zu betrachten. Es geht um Toleranz ohne Gleichgültigkeit. Wenn ich im Alltag auf eine andere Meinung stoße, versuche ich, die Ideen des anderen zu verstehen. Ich will ihm aber auch wesentliche christliche Ideen näher bringen. Die Motivation für mein Studium nehme ich aus dem neuen Testament und die ist eindeutig: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan“. Matthäus. 7:7-8.

*Oleg Berman, Student Geschichte
und Religionswissenschaften*

Nachdenklicher geworden

Wenn ich versuche, meine Erfahrungen mit der Kirche in Deutschland zu beschreiben, muss ich gleich an die im Vergleich zu meinem Heimatland andere Wahrnehmung des Glaubens denken. In Polen nimmt man fast automatisch an, dass die Mehrheit der Bevölkerung katholisch ist. Gläubig zu sein, scheint also in der Hinsicht nichts Besonderes. Anders als in Deutschland ist man es einfach, oft ohne groß darüber nachzudenken wieso und warum. In einer homogenen Gesellschaft aufgewachsen, habe ich nicht bemerkt, dass gläubig zu sein nicht nur Gabe, sondern auch Aufgabe bedeutet. Hier merkt man das besser: Die deutsche Gesellschaft ist säkularisierter, vor allem in Brandenburg, wo sich die meisten zum Atheismus bekennen und die Mehrheit von Gläubigen evangelisch sind. Die Aufgabe ist es also, sich für die Mitmenschen, die anders denken, zu öffnen und mit ihnen in einen Dialog zu treten, die Ökumene kennen zu lernen.

Ich hätte nie gedacht, dass es mir bei der Suche nach meiner religiösen Identität helfen könnte. Hier war ich endlich einmal gezwungen, über das Wesen des Glaubens nachzudenken.

Das wäre mir vielleicht zuhause nicht aufgefallen! Es wäre jedoch sehr hart, sich solche komplizierten Fragen in einem fremden Land alleine zu stellen. Als junge Studentin wollte ich unter Menschen sein, die beim Thema Glaube auf einer Wellenlänge mit mir sind. Ich habe mich deshalb der Potsdamer Katholischen Studentengemeinde angeschlossen. Heute kann ich mir keinen Mittwochabend mehr ohne KSG vorstellen. Der Austausch der Ideen dort und das einfache Beisammensein waren für mich das beste Mittel, um die Fremdheit des Landes vollständig zu überwinden.

Hier ein Tipp für die, die sich nicht trauen: Als ausländische(r) Student(in) darf man sich nicht von der zunächst vielleicht fremden deutschen Sprache in der Kirche abschrecken lassen. Klar, einiges wird anders sein als zu Hause. Das Schönste aber dabei ist, dass trotz aller Unterschiede der Kern der Sache derselbe Gott bleibt, egal ob in Polen oder in Deutschland. Oder?

Marta Piechocka,
Studentin Fremdsprachenlinguistik/Master



Fühlt sich in der Katholischen Studentengemeinde wohl: Marta Piechocka (Bildmitte hinten)

Foto: zg.

Hochschulgottesdienste

Das Institut für Religionswissenschaft setzt die Reihe seiner Hochschulgottesdienste weiter fort. Veranstaltungen im Wintersemester 2010/11:

7. November: „Wollust“ (englisch)

Prof. Dr. Admiel Kosman, Universität Potsdam, Institut für Religionswissenschaft

5. Dezember: „Zorn“

Prof. Dr. Angela Mickley, Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozialwesen

9. Januar: „Geiz“

Prof. Dr. Norbert Franz, Universität Potsdam, Institut für Slavistik

6. Februar: „Völlerei“

Prof. Dr. Gerhard Püschel, Universität Potsdam, Institut für Ernährungswissenschaft

Die Gottesdienste können Hochschulangehörige Potsdams und Interessierte der Gemeinden sowie der Stadt besuchen. Alle beginnen 18.00 Uhr und finden in der Friedenskirche Am Grünen Gitter statt. Eine Fortführung des Angebots ist auch für das Sommersemester 2011 geplant.

Offene Workshops

„Fundamentalismus/Fundamentalismen“

Gruppen:

- Typologien von Fundamentalismus /Fundamentalismen
- Interreligiöser Umgang mit Fundamentalismus
- Islamischer Fundamentalismus
- Amerikanische Evangelikale

Termine:

- 19. November (15.00 bis 20.00 Uhr)
- 20. November (9.00 bis 19.00 Uhr)
- 26. November (15.00 bis 20.00 Uhr)
- 27. November (9.00 bis 19.00 Uhr)

Unangemeldete Interessenten können sich noch bei Marie Sukovsky unter E-Mail:

sukovsky@uni-potsdam.de melden.

Anzeige

UNI EXKURSIONEN

Jetzt planen!
Wir beraten Sie individuell & kreativ.
Preiswerte Gruppen- & Studententarife.

Tel. 0 38 34-855 339

Studentenreisebüro, Jens Böhme
info@goAtlantis.de, www.goAtlantis.de

Gemeinden finden Nachwuchs

Das Abraham Geiger Kolleg bildet seit zehn Jahren Rabbiner aus



2006 fand die erste Rabbinerordination in Deutschland nach dem Holocaust statt.

Foto: Ralf Maro

Am 12. November wird Konstantin Pal in Erfurt in sein Amt als Rabbiner eingeführt. Pal, der 1979 in Moskau geboren wurde und in Berlin aufgewachsen ist, hat seine Ausbildung am Abraham Geiger Kolleg an der Universität Potsdam absolviert. Er ist nach 72 Jahren der erste Rabbiner in Thüringen und wird nun eine Gemeinde betreuen, die fast ausschließlich aus Zuwanderern aus der früheren Sowjetunion besteht.

In den letzten 20 Jahren hat sich die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland auf 105.000 vervierfacht. Viele der inzwischen gut 110 jüdischen Gemeinden müssen aber ohne Rabbiner, Kantoren oder Religionslehrer auskommen. Und von den Rabbinern, die in Deutschland amtieren, ist eine ganze Reihe schon im Pensionsalter. Bund und Länder sowie der Zentralrat der Juden in Deutschland haben längst erkannt, welche Nische das Kolleg füllt, und tragen seine Arbeit auch finanziell.

Die jüdischen Studierenden werden am Abraham Geiger Kolleg im Rahmen einer fünfjährigen wissenschaftlichen, seelsorgerischen und praktischen Ausbildung auf das geistliche Amt vorbereitet. Am 4. November wurden jetzt zum dritten Mal Rabbiner ordiniert, neben Konstantin Pal auch Boris Ronis und Alina Treiger. Treiger, die 2002 aus der Ukraine nach Berlin kam, ist die zweite Frau, die in Deutschland für das Rabbinat ausgebildet wurde. Die erste war Regina Jonas. Ihre Ordination erfolgte 1935. Die Frauenordination ist im konservativen und liberalen Judentum inzwischen gang und gäbe, während sich orthodox ausgerichtete Gemeinden mit der Gleichberechtigung von Frauen in der religiösen Praxis noch schwer tun. Dass das liberale Judentum, das vor 200 Jahren in Deutschland seinen Anfang nahm und heute die weltweit stärkste jüdische Richtung ist, zeigt das große Interesse an den angehenden Rabbinern und Kantoren aus Potsdam. Unsere

Studierenden nehmen derzeit Praktika in über einem Dutzend Gemeinden in ganz Deutschland wahr. Darunter in solchen, die sich nicht als dezidiert liberal verstehen. In jeweils einjährigen, betreuten Praktika lernen sie den Alltag der Gemeinden kennen, leiten Gottesdienste und geben Schiurim, religiöse Lehrstunden.

Zur erfolgreichen Integration gehört neben dem alltäglichen Kontakt zu nichtjüdischen Kommilitonen an der Universität Potsdam die Auseinandersetzung mit anderen Religionen, auch mit dem Islam. All das – Universitätsstudium, praktische Ausbildung und interreligiöser Dialog – trägt zu dem bei, was die Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, kürzlich so beschrieben hat: „Ein lebendiges Judentum braucht engagierte Rabbiner und Kantoren, die gewillt sind, in ihren künftigen Gemeinden den Glauben zu praktizieren und den Mitgliedern in religiösen Fragen und Fragen des Alltags zur Seite zu stehen.“

Hartmut Bomhoff, Abraham Geiger Kolleg

Respekt für das Andere

Das brandenburgische Unterrichtsfach LER will mehr als bloßes Grundwissen vermitteln

Wenn es um den Umgang mit Religionen und Weltanschauungen geht, so spielt dabei in der Schule – neben dem Religionsunterricht – das in Brandenburg 1996 neu geschaffene Fach Lebensgestaltung, Ethik und Religionskunde (LER) eine besondere Rolle. Geht es in dem Fach doch darum, dass die Schülerinnen und Schüler Respekt vor Menschen mit anderen (religiösen) Überzeugungen entwickeln sollen. In einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft wie der unseren, zählt die interreligiöse Kompetenz beziehungsweise Interkulturalität inzwischen zu einer Schlüsselqualifikation des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Und da sind die Lehrer gefordert.

Anders als im Religionsunterricht erfolgt die Auseinandersetzung mit Religion im Unterrichtsfach LER jedoch nicht aus der Perspektive einer bestimmten religiösen Position heraus, sondern religiös-weltanschaulich neutral. Das schreiben das Grundgesetz und die entsprechenden schulrechtlichen Bestimmungen vor. Dies bedeutet, aus einer Haltung heraus zu unterrichten, die sich keine religiöse oder auch areligiöse Einstellung zu Eigen macht.

Gleichwohl gilt es im Unterricht den „Grundton der Verfassung, der freiheitlich und glaubensgewogen“ ist, weiterzugeben. So drückte es kürzlich Bundesverfassungsrichter Udo di Fabio beim 68. Deutschen Juristentag aus. Mit der Konsequenz, dass Religion nicht per se ins Private abgedrängt werden darf – wie etwa im laizistischen Frankreich –, sondern öffentlich stattfinden darf, auch in der Schule! Schließlich kann sich ein Staat nicht selbst garantieren, sondern lebt von den Werten der Gesellschaft, zu denen auch die Religionen zählen. In diesem Sinne sind die verschiedenen Religionen und Weltanschauungen wertvoll und notwendig.

Dass Interreligiosität ein Grundwissen über die verschiedenen Religionen und Weltanschauungen bei den Schülerinnen und Schülern voraussetzt, ist unstrittig. Einstimmigkeit herrscht aber auch darüber, dass ein solches Wissen wohl nicht ausreicht, um den nötigen Respekt gegenüber Andersdenkenden und Andersglaubenden zu entwickeln.

Wie es möglich ist, Schülerinnen und Schüler Erfahrungen machen zu lassen, die

sie zum interreligiösen Handeln befähigen, dazu gibt es unterschiedliche Ansätze, etwa bei der Begegnungspädagogik oder auch in der Menschenrechtserziehung. Elementar für den Umgang mit dem Anderen scheint zu sein, dass die Schülerinnen und Schüler zunächst einen eigenen Standpunkt entwickeln. Dabei gilt es sowohl Offenheit als auch Wachsamkeit zu fördern: Offenheit für die Verheißungen von Religion und Wachsamkeit gegenüber den Gefahren, die von religiösen und nichtreligiösen Weltanschauungen ausgehen können.

Mit anderen in einen Austausch über Religion zu treten, bleibt deshalb ein offenes und spannendes Feld. Zum Glück ist das Ziel klar: ein friedliches Miteinander der unterschiedlichen Religionen und Weltanschauungen in Freiheit.

Nicolett Wels, Lehramtsstudentin LER



Wie war das doch gleich? Vielleicht findet dieser Junge ja die Antwort in seiner Schulbibliothek? Foto: Nicolett Wels

Im Kleinen üben, was im Großen gefordert ist

Als im Jahr 1996 das Fach Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde (LER) eingeführt wurde, wurde damit auch eine bildungspolitische Entscheidung getroffen. Im Rahmen des LER-Unterrichts sollte Religionskunde für alle Schülerinnen und Schüler in Brandenburg in einem allgemein bildenden Schulfach unterrichtet werden. Damit ging Brandenburg einen anderen Weg als die westlichen und die anderen östlichen Bundesländer. Warum der Sonderweg?

Religion erschien den Initiatoren des Faches als eine Perspektive auf das Leben, mit der es lohnt, sich auseinanderzusetzen, auch als säkularer Mensch. Deshalb sollte die Auseinandersetzung mit Religion und Religionen nicht nur den Schülern vorbehalten bleiben, die freiwillig in den Religionsunterricht gehen. Das Anliegen kommt besonders deutlich in dem Motto aus der Anfangszeit des Faches zum Ausdruck: „Gemeinsam leben lernen“. Religion ist wertvoll und muss in der Schule thematisiert werden – und zwar in einem gemeinsamen Unterricht für alle Schüler, säkulare wie religiösen. Die Grundidee bestand darin, die Schüler nicht nach Konfessionen zu trennen, sondern in einem Unterricht für alle die großen Fragen des Lebens zu thematisieren, dabei aufeinander zu hören und unterschiedliche Lebensperspektiven aus dem Kreis der Schüler zur Sprache zu bringen. In LER sollte im Kleinen eingeübt werden, was im Großen, in der Gesellschaft von uns allen gefordert ist: zu verträglichen Formen des Zusammenlebens zu finden.

LER ist seit dem Jahr 2003 ein grundständiger Lehramtsstudiengang, den man an der Universität Potsdam belegen kann. Das Fach hat großen Zulauf, nicht zuletzt deshalb weil sich viele Studierende für Religion interessieren. Die Studienordnung ist interdisziplinär angelegt, das LER-Team entsprechend zusammengesetzt. Aus dieser Interdisziplinarität heraus sind schon eine ganze Reihe spannender Projekte und Veranstaltungen des Instituts für Lebensgestaltung - Ethik - Religionskunde entstanden.

*Eva-Maria Kenngott,
Institut für Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde*

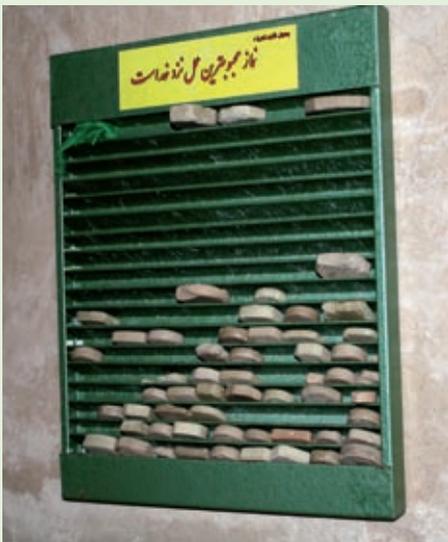
Den Alltag in die Klassenzimmer geholt

Die zunehmende religiöse Pluralität in den Schulen verändert auch den LER-Unterricht

Alle Augen sind erwartungsvoll auf Samir gerichtet. Er geht durch die Klasse und zeigt einen kunstvoll verzierten Koran. Peinlich achtet der Junge darauf, dass kein Mitschüler das Buch berührt. Das darf nur er, so erklärt er den Mitschülern, weil er Muslim ist.

VON PETRA LENZ

Die Schüler haben viele Fragen. Sensibel die Bedürfnisse aller im Blick, initiiert die Lehrerin nun ein Interview mit Samir*. Erstaunt stellen die Schüler fest, dass ihr scheinbar so ähnliches Alltagsleben große Differenzen aufweist. Aufkommen des Befremden und Bewertungen macht die Pädagogin nicht nur transparent, sondern sie versucht, dies in das Unterrichtsgespräch zu integrieren. Ebenso verfährt sie mit denjenigen Äußerungen von Samir, in denen er seine Wahrnehmung religiöser Rituale im Umfeld der Familie beschreibt und Selbstinterpretationen formuliert. Konsequenter orientiert sich die junge Frau in den didaktischen Entscheidungsprozessen des weiteren Unterrichts an den Fragen und Problemstellungen der Klasse. In Kleingruppen werden Vorträge erarbeitet, ein Unterrichtsgang und ein Interview mit einem Muslim geplant und durchgeführt. So ergeben sich nach und nach vielfältige Auseinandersetzungen mit fremden Lebenswelten.



Gebetssteine: Für Gläubige unterschiedlicher Religionen selbstverständlich.

Fotos: Lenz



Muslimischen Kindern früh bekannt: der Koranständer.

Diese Einzelbeobachtung aus den Schulpraktischen Übungen an der Potsdamer Fontane-Oberschule im Fach Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde (LER) lässt vermuten, dass es heute offenbar eine größere religiöse Vielfalt in den Klassenzimmern gibt als zu Beginn des Modellversuches im Jahre 1992. Dieses Mehr an religiöser Pluralität stützt vermutlich auch die Intention des Faches, Schüler auf die Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher kultureller und religiös/weltanschaulicher Prägung vorzubereiten. Verallgemeinern lässt sich das Beispiel jedoch nicht. Denn im säkular geprägten Land Brandenburg haben nur knapp 20 Prozent der Schüler einen konfessionellen Hintergrund. In der Stadt Potsdam sitzen zwar zunehmend Kinder mit unterschiedlichen kulturellen und religiösen Wurzeln neben christlich sozialisierten Schülern und Konfessionslosen. Aber gerade in den ländlichen Gebieten fällt auf, dass Christen und Konfessionslose häufig unter sich bleiben. Unabhängig davon, wo die Schule letztlich steht, beobachten Fachleute zwei Tendenzen: Zum einen hören Lehrkräfte häufig Sätze wie: „Gott und Religionen interessieren mich nicht.“ Zum anderen führen aktuelle politische Ereignisse und die Sorge vor religiösem Extremismus zu Fragen nach der Bedeutung von Religionen, nach Transzendenz, nach Orientierung und Wertsetzungen. Das ist Chance und Herausforderung für einen LER-Unterricht, in dem alle Schüler Antwortmöglichkeiten auf Fragen der Lebensgestaltung finden und diskutieren sollen. Das

Eingangsbeispiel macht deutlich, welch lebensweltliches Alltagswissen dabei von ihnen mit in den Unterricht gebracht wird. Es gehört zur Profession der Lehrer, es zu reflektieren, in seinem Sinngehalt zu erschließen und verständlich zu machen.

Der steigende Anteil von Schülern am evangelischen Religionsunterricht ist ein Verlust für diese Intentionen. Immerhin fast elf Prozent der Kinder waren es im Schuljahr 2008/2009, die dem LER-Unterricht auf diese Weise verloren gingen. Auch wenn sich die Schulwirklichkeit beider Fächer inzwischen angenähert hat, bleibt das Grundproblem: Die Abmeldemöglichkeit für den LER-Unterricht bei gleichzeitiger Anmeldung für den Religionsunterricht zwingt die unterrichtenden Lehrer häufig in eine Konkurrenzsituation.

Für den religionskundlichen Teil des LER-Unterrichts bedeutet das eine permanente Herausforderung. Um diese zu bewältigen, benötigen zukünftige Lehrer des Faches nicht nur eine solide religionswissenschaftliche Ausbildung. Vielmehr noch müssen sie eine tiefgründige fachdidaktische Reflexion darüber erfahren, wie sie später unter der Prämisse eines „bekenntnisfreien, religiös und weltanschaulich neutralen“ Unterrichts die religionskundliche Dimension des Faches umsetzen können. Und hier besteht nach wie vor Handlungsbedarf.

* Name von der Redaktion geändert.

Bevor die Nachricht zur Nachricht wird

Wie das Bild des Islam in den Köpfen der Menschen entsteht

Dass in den Köpfen von Konsumenten westlicher Medien ein ganz bestimmtes Bild des Islam existiert, ist weder Zufall noch das Ergebnis überirdischer Kräfte. Dahinter stecken handfeste mediale Prototypen, die sich erfolgreich auf Sachverhalte unterschiedlichster Art anwenden lassen. Ihr Wirkungsmechanismus ist so einfach wie gnadenlos.

VON HEIKO CHRISTIANS

Dass das einheitliche Bild des Islam nur unter bestimmten Voraussetzungen so funktioniert, wie es derzeit wahrgenommen wird, liegt paradoxerweise vor allem am Grad der Ausdifferenziertheit der Medien selbst. Er erstreckt sich von der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Zeitung bis zum bald für jedermann erschwinglichen 3D-Camcorder.

Diese Einzelmedien beziehungsweise ihre Produkte sind im Zeitalter digitaler Kommunikation gleichzeitig in ein Stadium der Verschachtelung und Integrierbarkeit getreten, dessen synergetische Effekte vorerst nur schwer zu kalkulieren sind. Wenn man allerdings unter „den Medien“ vor allem diejenige Auffassung von Medien versteht, nach der sie uns regelmäßig und schnell mit Informationen zu versor-

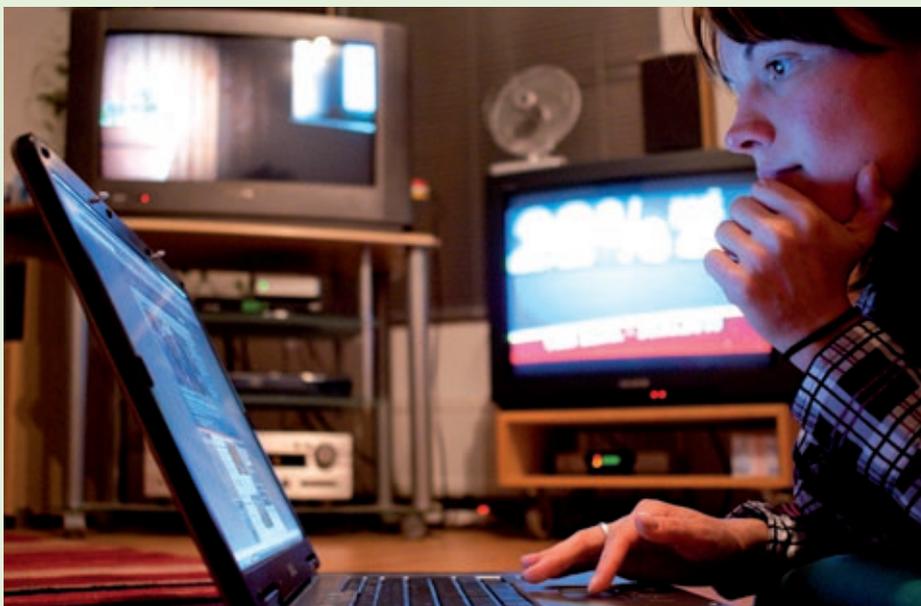
gen haben, tut sich eine zweite Schwierigkeit auf: Diese besteht darin, dass die Erstellung von Nachrichten seit ihren Anfängen einer Ordnung folgt, die sich am besten mit dem Gemeinplatz „Only bad news are good news!“ wiedergeben lässt. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum bei dem Wort Islam-Bild zuerst an Sarrazins Thesen oder dänische Mohammed-Karikaturen gedacht wird, und erst in der Reaktion darauf an Özils wunderbare Entscheidung, exklusiv für die Deutsche Fußball-Nationalelf zu zaubern.

Jede Differenzierung kostet auch die Medien Zeit der Recherche und Darlegung. Schon ein ausführlicherer Magazin-Beitrag über eine gemeinsame Feier von Türken und Deutschen anlässlich eines Fußballspiels wird es nicht auf einen vorderen Sendeplatz schaffen. Er wäre nicht nur teuer, sondern auch deshalb insgesamt seltener, weil er streng genommen keinen schnell multiplizierbaren Nachrichten- und Informationswert bietet. Wie aber aus dem Unspektakulär-Normalen eine echte Nachricht wird, zeigte die mediale Mechanik, die schließlich zum Rücktritt von Horst Köhler führte. Nur zur Erinnerung: In einem ausführlichen Interview zur militärischen und politischen Lage im islamischen Afghanistan aus

deutscher Sicht gab Köhler zu bedenken, „dass im Zweifel, im Notfall auch militärischer Einsatz notwendig ist, um unsere Interessen zu wahren, zum Beispiel freie Handelswege“. Das Interview trat erst in solchen Fragmenten wie diesem seinen Lauf durch die öffentlichkeitswirksameren Medien an und wurde mit etwa einer Woche Verspätung zur Hauptmeldung - der Köhler schließlich nur noch die ebenso wirksame seines Rücktritts hinzufügte.

Das nährt den Verdacht weiter, dass genau dieses Vorgehen erst periodisch einheitlichere und in der Regel negative Ansichten des Islams hervorbringen kann. Erst ein solcher Selektions- und Verstärkungsprozess in den Medien schafft Erregungs- und Mobilisierungsschübe, die dann „für eine Woche“ das so genannte „Islambild“ prägen. Dass diese „Informationsschübe“ zwar archiviert, aber nicht (mehr) zu historischem Wissen formiert werden, ist eine weitere Paradoxie der „Realität der Massenmedien“, die der Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann beschrieben hat. Wenn wir aber noch einen Moment bei den Bundespräsidenten bleiben, fällt einem das nur scheinbar gegenläufige Beispiel der jüngsten Rede von Bundespräsident Wulff ein. Sein Islambild zeichnete – jedenfalls passagenweise - für die Bundesrepublik dort Integration und Annäherung oder Normalität, wo ein Chor von Kommentatoren eher eine Gefahr der feindlichen Übernahme sehen wollte: Erst mit diesem Chor aber war zumindest der Nachrichtenwert der Rede gesichert.

Im Umkehrschluss bedeutet das alles übrigens, dass es die wissenschaftliche Kommunikation aufgrund ihrer Unaufgeregtheit, ihrer zeitlichen Aufwendungen und ihrer Differenziertheiten selten „in die Medien“ schafft. So ist es zumindest ein zweischneidiges Schwert, ihr „öffentliche, das heißt medienwirksame Sichtbarkeit“ abzuverlangen, insofern sie sich der zügigen und hochselektiven Logik der Informations- und Unterhaltungsmedien anpassen muss. Andererseits – und auch hier spricht der Medienhistoriker – bedeutet die gesteigerte Integrierbarkeit der Geräte und wachsende Umlaufgeschwindigkeit der Informationen auch eine Neuordnung solcher Unterscheidungen und Wertungen.



Schauen, was passiert ist: Medien tragen heute eminent zur Meinungsbildung bei. Dem zugrunde liegt ein Prozess, der in seinem Ablauf auf Verstärkung und Selektion setzt.

Foto: Thomas Roesse

Der Verfasser ist Professor für Medienkulturgeschichte an der Universität Potsdam.

Wann wird Religion zur Gefahr?

Eine Frage, viele Antworten: Mitarbeiter des Profilbereichs „Kulturelle Begegnungsräume“ im gedanklichen Exkurs

Religionen erleben weltweit einen Aufschwung. Zugleich wächst die Angst vor Fundamentalismus. Als Schauplatz kultureller Begegnung illustriert das Thema Religion die verschiedensten Facetten eines zunehmend globalisierten Lebens.

VON ULRIKE FINDEKLEE

Prof. Dr. Dirk Wiemann, Sprecher des Profilbereichs Kulturelle Begegnungsräume, benennt schon das säkulare Verständnis von Religionsausübung als einer autonomen individuellen Entscheidung als problematisch. Denn gerade die Gemeinschaft sei in der Regel religiöses Kernelement. „Ohne Frage kann diese Auffassung ein heilsames Korrektiv zur Hybris moderner Selbstbegründungsideologien sein. „Gefährlich“ wird sie dann, wenn sie sich politisiert. Wenn sie ihrem unhinterfragbaren, weil göttlichen, Legitimationsgrund universelle Gültigkeit verschaffen will – also den Platz verlässt, den ihr der säkulare Staat zugewiesen hat.“

In den USA passiert genau das, wenn die Tea-Party Bewegung Präsident Barack Obama Nähe zum Islam vorwirft. Religiöse und bürgerliche Zugehörigkeit werden politisch miteinander verquickt. Prof. Dr. Rüdiger Kunow, Leiter des Forschungsschwerpunkts „Mobilisierte Kulturen“ sagt in dem Zusammenhang: „Das US-amerikanische Beispiel ist sicher nicht ohne weiteres auf andere Kulturen übertragbar, doch es bietet einen Blick auf die vielfältigen Ambivalenzen, die die Rückbesinnung auf religiöse Überlieferungen überschatten: Religionen sind konsensbildend und polarisierend zugleich.“

Auch Prof. Dr. Hans-Peter Krüger, der das Graduiertenkolleg „Lebensformen und Lebenswissen“ leitet, hält religiöse Lebensformen nicht für „gefährlicher“ als nicht-religiöse. „Beide Weisen zu leben können gefährlich werden, wenn sie einen „Sündenbock“ brauchen. Wenn sich eine Gemeinschaft anmaßt, jemanden opfern zu müssen, übernimmt sie selbst die Rolle des Absoluten. In dieser Grenzlosigkeit besteht der Fanatismus.“

Der Umgang mit Grenzen bestimmt maßgeblich, wie „sozial verträglich“ Religionen gelebt werden. Für religiöse „Ausgrenzung“



Offen: Der Weg in die Kirchen.

Foto: zg.

gibt es viele historische Beispiele. Auch in der frühneuzeitlichen Geschichte. „Eine – in den Augen von Obrigkeiten – „falsche“ Religion konnte das Leben bedrohen und zur Flucht

zwingen; bekanntermaßen wanderten die Hugenotten und Salzburger nach Brandenburg als Religionsflüchtlinge ein“, erinnert Prof. Dr. Ralf Pröve vom Frühneuzeitzentrum. Die Anhänger der Aufklärung hätten die Religion als Gefahr bewertet, wenn sie fundamental vertreten wurde und die Selbstbestimmung des Menschen einschränkte.

Ist es Selbstaufgabe, die religiös inspirierte Fanatiker meinen lässt, für den Glauben eigenes oder fremdes Leben opfern zu müssen? In solchen Ausprägungen, erläutert Prof. Dr. Christoph Schulte aus dem Bereich Jüdische Studien, wird Religion auch sich selbst gefährlich. Dabei sei nicht religiöser Eifer oder tiefe Frömmigkeit generell gefährlich, sondern nur solche Formen des Fanatismus, die zu einer „Suspension des Ethischen“ (Kierkegaard), der Moral und des Naturrechts ermächtigen würden und den Fanatiker das Tötungsverbot und andere allgemeine moralische Grundsätze aller Menschen verleugnen lassen.

Darüber, dass Religion immer auch als Instanz zur „Sicherung der Moral“ nutzte, scheinen sich alle einig. Auch heute, so Kunow, im Zeitalter fast grenzenloser Mobilität von Menschen, Kulturen und Werten, habe Religion wieder eine gestiegene Bedeutung als „kulturelle Ressource“ zu deren Bewältigung. „Die Beschwörung der Religion innerhalb einer kulturell extrem differenzierten Gesellschaft leistet vor allem zweierlei: Religion liefert ein griffiges und zugleich normativ aufgeladenes Vokabular für die Beschreibung zentraler Dimensionen des gesellschaftlichen und persönlichen Zusammenlebens. Und Religion führt kulturelle Überlieferungen und Praktiken in die Konkurrenzen innerhalb der globalen Welt ein.“

Danach befragt, wann Religion für ihn gefährlich wird, antwortet Prof. Dr. Dieter Mersch aus dem Institut für Künste und Medien aus einer ganz anderen Perspektive. Er verweist auf die verbreitete Angst vor Religionen und die große Religionslosigkeit in der Gegenwart sowie die allgemeine Entspiritualisierung von Welt, vor allem auf den Verlust der Würde der Kreatur.

Nicht besser, aber anders

Religionswissenschaftlerin Francesca Albertini auf den Spuren jüdischer Hermeneutik

Im Rahmen der hermeneutischen Forschung sind interkulturelle Arbeiten, die Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen den Interpreten der monotheistischen Religionen aufzeigen, immer noch die große Ausnahme. Das war unter anderem der Grund für ein Buchprojekt zur Hermeneutik der Heiligen Texte, an dem Prof. Dr. Francesca Albertini aus dem Potsdamer Uni-Institut für Religionswissenschaft beteiligt ist. Mit ihr sprach Portal-Redakteurin Petra Görlich.

Frau Albertini, nicht jeder Portal-Leser kann etwas mit dem Begriff der Hermeneutik anfangen. Was verbirgt sich dahinter, vor allem im Hinblick auf den Umgang mit den Heiligen Texten?

Hermeneutik ist zugleich Wissenschaft als auch Kunst. Sie betrifft das Verstehen und eben auch das Auslegen eines Textes beziehungsweise Kunstwerkes. Das Verstehen impliziert den rationalen Gedanken, während das Auslegen die Methode impliziert, nach der man versteht. Das Auslegen ist natürlich auch eine Denkmodalität, aber ihr Inhalt konzentriert sich lediglich auf die Untersuchungsform eines Objektes. In Bezug auf die Heiligen Texte ist die Hermeneutik eine ständige Neuentdeckung und Neuvertiefung der göttlichen Botschaft.

Welches ist der gemeinsame Ausgangspunkt aller Teiluntersuchungen des Projektes?

Jeder Heilige Text muss Anknüpfungspunkte zu den Menschen in ihrer empirischen Realität haben. Und die ist eben keine statische. Die unterschiedlichen geschichtlichen und kulturellen Entwicklungen prägen sie und ihr Verhältnis zu den Texten.

Wir untersuchen, wie sich die Hermeneutik in den drei monotheistischen Religionen Christentum, Islam und Judentum entwickelt hat. Mit welchen Schwierigkeiten sie konfrontiert wurde, damals wie heute.

Können Sie das aus jüdischer Sicht beispielhaft beschreiben?

Man kann da nicht von einer einheitlichen hermeneutischen Methode im Judentum ausgehen. Es gibt Unterschiede zwischen den rabbinischen Schulen. Das ist die größte Schwierigkeit. Bei



Kennerin des Judentums: Religionswissenschaftlerin Francesca Albertini

jeder der Schulen könnte von einer unterschiedlichen Interpretationsmethode gesprochen werden. Im Vergleich zum Neuen Testament benutzen die Rabbiner zum Beispiel problemlos auch heidnische Elemente, etwa die altgriechische Philosophie. Sie wurde als Instrument für die Öffnung des Heiligen Textes benutzt.

Es gab da absolut keine inhaltliche Grenze. Das ist schon ein Unterschied zur christlichen und auch zur islamischen Tradition: diese fehlende Angst vor hermeneutischen Methoden, die nicht unbedingt aus monotheistischen Bereichen stammen. Ich glaube, das ist auch der größte Unterschied. Ich will damit nicht sagen, dass wir im Vergleich zu muslimischen oder christlichen Denkern die besseren Interpreten sind. Aber die Denkweisen sind andere.

Der Aspekt wird vermutlich eine herausragende Rolle spielen?

Ja, ich hebe den rabbinischen Mut und die Kraft hervor, den Heiligen Text herauszufordern und zu kritisieren. Diese innere hermeneutische Freiheit ist etwas ganz Besonderes.

Was bedeutet ihre Arbeit eigentlich für das Verständnis von Religion in der täglichen Auseinandersetzung?

Sie zeigt, dass Religion auch im 21. Jahrhundert eine Rolle in der Gesellschaft spielen kann. Wenn das Buch dazu beiträgt, dass die Heiligen Schriften nicht mehr als Feinde der Moderne wahrgenommen werden, wäre es ein großer Erfolg. Zudem bin ich mir sicher, dass es Suchenden Antworten auf viele ihrer Fragen gibt.

Mit wem arbeiten Sie für dieses Buch konkret zusammen?

Mit dabei sind die beiden Professoren Stefan Alkier und Ömer Ozsoy von der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/M. Damit ergibt sich eine interessante Konstellation. Wir sind Experten unterschiedlicher Bereiche, gehören einem unterschiedlichen Glauben an. Während Stefan Alkier zum Neuen Testament arbeitet, beschäftigt sich Ömer Ozsoy mit der islamischen Theologie. Ich selbst konzentriere mich wie gesagt auf das Judentum.

Das Vorhaben ist also zugleich auch eine menschliche Herausforderung?

Eigentlich schon. Wir hoffen, durch das Ende 2012 erscheinende Buch zeigen zu können, dass wir trotz der unterschiedlichen Religionen auch große Gemeinsamkeiten haben. Die Hermeneutik beweist, dass jeder Heilige Text den Menschen in ihrer Gleichheit und doch auch Verschiedenartigkeit offen bleibt für Interpretationen und Rezeptionen. Dahinter steht die Idee zu schauen, wie ein Heiliger Text den Einklang mit den unterschiedlichen geschichtlichen Momenten der Menschheitsentwicklung schafft.

Wen wollen Sie ansprechen?

Nicht nur die Experten auf dem Gebiet. Wir schreiben durchaus für ein breites Lesepublikum. In unserer wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit werden wir eine Sprache benutzen, die für alle gebildeten Menschen verständlich ist.

Das Labor der Moderne

Frühneuzeitzentrum Potsdam eröffnet

Die Frühe Neuzeit, die im spätmittelalterlichen 15. Jahrhundert ihren Anfang nahm und im 19. Jahrhundert in die industrielle Moderne mündete, ist in der Forschung längst angekommen. Aus globalen Entdeckungen und humanistischen Ideen erwachsen neue gesellschaftliche, politische und kommunikative Strukturen; Sprache, Kultur und Menschenbild wandelten sich. Den komplexen Veränderungsprozessen aus vielen Perspektiven gerecht zu werden, ist das Ziel des Frühneuzeitzentrums Potsdam. Mit der Eröffnung des Masterstudienganges „Kulturelle Begegnungsräume der Frühen Neuzeit“ hat es zum Wintersemester 2010/11 seine Arbeit aufgenommen.

VON MATTHIAS ZIMMERMANN

Die Frühe Neuzeit ist das Labor der Moderne. Eine Epoche, die uns verblüffend fremd und zugleich verblüffend vertraut ist“, schwärmt Ralf Pröve, außerplanmäßiger Professor für Neuere und Neueste Geschichte am Historischen Institut. „Sie führt das alte Europa des Mittelalters und die heutige Zeit zusammen – in Ereignissen, an Orten, durch die Art und Weise, wie die Kommunikation zwischen den Menschen sich veränderte.“ Die Zeitgenossen hätten diesen Wandel in seiner ganzen Widersprüchlichkeit erlebt und erlitten. Vor allem in der Region Brandenburg sei das Nebeneinander von Alt und Neu noch immer spürbar. „Gerade für Potsdam“, so Pröve, „das in der Frühen Neuzeit seine erste Blüte erlebte, ist der Blick auf die Epoche der Frühen Neuzeit hochspannend“.

Mit dem Wintersemester 2010/11 gewinnt dieser Blick auf die Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit an Schärfe: das Frühneuzeitzentrum Potsdam (FNZ) nimmt die Arbeit auf. Rund 20 Wissenschaftlern aus neun Instituten der Philosophischen Fakultät sind an der Gründung beteiligt – Anglisten, Literaturwissenschaftler, Germanisten, Historiker, Judaisten, Kunsthistoriker, Philosophen, Religionswissenschaftler und Romanisten. Sie alle bringen eigene Forschungsansätze und -schwerpunkte in das Netzwerk ein: Aufklärungsforschung, Militär- und Gesellschaftsgeschichte, Kultur- und Wissenstransfer, kulturelle Begegnungen und Regionalgeschichte sind nur einige der zentralen Stichworte.

Vom neuen Netzwerk sollen aber nicht nur die Wissenschaftler profitieren. Gerade die in die Frühe Neuzeit zurückreichenden Traditionslinien



Zeugnis der Zeit: „Der rastende Wanderer“ von Adriaan van Ostade. Das Bild entstand 1671 und hängt heute im Rijksmuseum Amsterdam.

Foto: zg.

der Region bieten, so FNZ-Sprecher Pröve, Gelegenheit, wissenschaftliche Erkenntnisse ins Land hinaus zu tragen. Die Liste der Kultureinrichtungen, die für eine Zusammenarbeit gewonnen wurden, ist lang: Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, die Stiftung Preussische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg und der Museumsverband des Landes Brandenburg e.V. kooperieren mit dem FNZ. Weitere Partner sind das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologische Landesmuseum, das Brandenburgische Landeshauptarchiv, das Museum Bischofsresidenz Burg Ziesar, die Stiftung Fürst Pückler Museum Park und Schloß Branitz, das Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte, das Potsdam-Museum und das Rochow-Museum Reckahn.

Diese Partnerschaft nutzt beiden Seiten gleichermaßen: Während die Wissenschaftler ihr Know-How in gemeinsame Forschungs- oder Ausstellungsprojekte einbringen, bieten die kulturellen Einrichtungen die Plattform, wissenschaftliche Theorie und Praxis zusammenzubringen. Das gilt auch für den Masterstudiengang „Kulturelle Begegnungsräume der Frühen Neuzeit“, dessen Teilnehmer hier Praxiserfahrung sammeln und auch die Gelegenheit zur angewandten Wissenschaft erhalten werden. Der gemeinsam mit dem FNZ startende Studiengang sei, so Pröve, der eigentliche „Lackmustrast für die Forschung“. Immerhin wolle man kulturwissenschaftliches Know-How vermitteln rund um die

Neue Vizepräsidentin

Die Universität Potsdam hat künftig ein erweitertes Präsidium. Ab 1. Januar nächsten Jahres wird die Professorin für Patholinguistik und Dekanin der Humanwissenschaftlichen Fakultät Ria de Bleser auf Beschluss des Senates den Kreis der Hochschulleitung als weitere Vizepräsidentin verstärken. Sie



Ab Januar 2011
Vizepräsidentin:
Ria de Bleser

übernimmt den Bereich internationale Angelegenheiten und Strategieentwicklung. Ihre Amtszeit dauert bis zum 31. Dezember 2013.

Ria de Bleser wird sich in ihrem ersten Amtsjahr mit besonderer Aufmerksamkeit dem Aufbau und der Etablierung weiterer internationaler Studiengänge widmen. Derzeit gibt es an der Universität Potsdam lediglich ein Erasmus-Mundus-Programm. An anderen Universitäten sind es drei oder vier. Im 2008 verabschiedeten Hochschulentwicklungsplan ist die Umsetzung einer Internationalisierungsstrategie als eine wesentliche Herausforderung der Universität benannt. Die Universität Potsdam engagiert sich traditionell insbesondere in Mittel- und Osteuropa. In den vergangenen Jahren sind aber auch Südostasien, Mittel- und Südamerika und die Türkei dazugekommen.

Ria de Bleser hat seit 1994 die Professur für Patholinguistik und kognitive Neurolinguistik an der Universität Potsdam inne. Seit 2003 steht sie der Humanwissenschaftlichen Fakultät als Dekanin vor. Sie ist unter anderem Mitglied des International Neuropsychology Symposiums (INS), der World Federation of Neurology und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates der Deutschen Gesellschaft für Neuropsychologie (GNP).

Red.

zentrale Fragestellung: Wie nähere ich mich einer fremden Kultur? Gerade wenn es darum gehe, sich des Fremden anzunehmen statt es zu homogenisieren, könne die Gegenwart von der Kultur der Frühen Neuzeit lernen.

Aus dem Engagement der Studierenden und der Wissenschaftler in den Einrichtungen soll so auf lange Sicht ein „Netz der Nachhaltigkeit“ entstehen. Erste gemeinsame Projekte – Ausstellungen, Tagungen oder Forschungsarbeiten – sind bereits ebenso in Planung wie eine Publikationsreihe und ein Graduiertenkolleg. Derart interdisziplinär aufgestellt und regional vernetzt, hat das FNZ ein Alleinstellungsmerkmal in Deutschland. Wohl auch deshalb findet 2012 die Große Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts in Potsdam statt.

Riskante Spiele mit Rücklagen

Haushaltseingriff der brandenburgischen Landesregierung beschäftigt Universität weiter

Seit dem Sommer beschäftigt die brandenburgischen Universitäten und Fachhochschulen der Zugriff der Landesregierung auf die so genannten Rücklagen in Höhe von zehn Millionen Euro. Allein die Universität Potsdam muss 4,5 Millionen Euro aus den überjährigen Haushaltsmitteln an das Land zurückgeben. Geld, das fest eingeplant war für Investitionen in Forschung und Lehre. Die Folgen werden in allen Fakultäten, Instituten und zentralen wie dezentralen Einrichtungen spürbar sein.

VON BIRGIT MANGELSDORF

Ein im Auftrag der Landesrektorenkonferenz erstelltes Gutachten kam zu dem Schluss, dass das Vorgehen der Landesregierung verfassungswidrig ist. Die Finanz- und Hochschulautonomie der Universitäten und Fachhochschulen werde verletzt, so die Analyse des renommierten Berliner Staats- und Verfassungsrechtlers Prof. Dr. Christian Pestalozza. Er wertete das Handeln der Regierung als einen Bruch des Brandenburgischen Hochschulpaktes II, der 2007 vom Ministerpräsidenten des Landes Matthias Platzeck unterzeichnet worden war.

Auch ein ergänzendes Gutachten des Studiendekans der Juristischen Fakultät der Universität Potsdam, Prof. Dr. Andreas Musil, kommt zu diesem Ergebnis. Auf der Grundlage der juristischen Bewertungen suchten Mitglieder der Hochschule wiederholt das Gespräch mit der Regierung. Zuletzt diskutierten die Senatorinnen und Senatoren der Hochschule am 22. September das Problem mit Wissenschaftsministerin Martina Münch. Vergeblich.

Was also tun? Eine Möglichkeit ist zweifellos, den Rechtsweg zu beschreiten. Die Vorbereitungen dazu sind abgeschlossen. Doch sollte eine Entscheidung von dieser Tragweite nicht ohne sorgfältige Prüfung möglicher Alternativen getroffen werden. Fakt ist: Eine gerichtliche Auseinandersetzung birgt viele Risiken. Die Chancen stehen – egal wie man es sieht – immer 50 zu 50. Das gilt sicher auch in diesen Fall.

Und letztendlich kann sich die Weiterentwicklung der Universität Potsdam nur erfolgreich

gestalten, wenn sie als Gemeinschaftsaufgabe aller Beteiligten, also von Wissenschaftlern und Politikern, begriffen und gestaltet wird. Eine Auseinandersetzung vor Gericht sollte deshalb tatsächlich nur als Ultima Ratio in Erwägung gezogen werden.

Eine zweite Möglichkeit wäre die Verhandlung und Unterzeichnung eines neuen, belastbareren Hochschulpakts. Offenbar hält auch die Landesregierung diesen Weg für gangbar. Jedenfalls wurde die Leitung der Universität aufgefordert, die Eckpunkte eines solchen Papiers zu erarbeiten. Dieser Entwurf liegt jetzt im Ministerium für Wissenschaft, Forschung

und Kultur. Auf einer Seite hat die Leitung der Universität Potsdam ihre Vorstellungen von einer verantwortungsvollen Wissenschaftsförderung und Wissenschaftspolitik niedergelegt. Es seien zugegebenermaßen Maximalforderungen, erklärte Uni-Präsidentin Sabine Kunst in der Oktober-Sitzung des Senats, aber auf dieser Basis könne man zu einem vertrauensvollen Miteinander zurückfinden.

Zum „Portal“-Redaktionsschluss lag noch keine Antwort aus dem Ministerium vor. Das Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit wird die Angehörigen der Universität Potsdam auf dem Laufenden halten.

Anzeige

Bildung ist teuer genug.

Office Microsoft®

Jetzt neu als

↓ DOWNLOAD

Microsoft Office Professional Plus 2010
Microsoft Office 2011 für Mac

79,90€

Für Studenten,
Hochschullehrer & Professoren

Klick dich ins Netz:
1edu.de

Software und Hardware besonders günstig für Schüler, Studenten, Dozenten und Bildungseinrichtungen.

1edu.de

Impressionen von der Begrüßung der

„Es ist alles irgendwie noch unreal“, beschreibt Wenke Grams ihr Gefühl, das sie an jenem ersten Studientag befüllt. Erst langsam schleiche sich die Universität in ihre Knochen, sagt sie. Freundin Julia Höde, wie sie selbst Studentin der Erziehungswissenschaften und der Soziologie, geht es nicht anders. Beide sitzen am Infostand ihrer künftigen Fakultät und sind beeindruckt vom Empfang, den ihnen und ihren neuen Kommilitonen die Universität Potsdam gerade bereitet.

Die Alma mater hat sich von ihrem alten Konzept verabschiedet und den gesamten Kulturstandort Schiffbauergasse zum Ort der Begegnung zwischen Wissenschaft, Kunst und Kultur gemacht. Zahlreiche Mitarbeiter der Hochschule sind im Einsatz, um den „Ersties“ das Gefühl des Willkommen-seins zu geben. Bei der zentralen Eröffnung der Veranstaltung in der Waschhaus-Arena begrüßt unter anderem Uni-Präsidentin Prof. Dr.-Ing. Dr. Sabine Kunst die Erstsemester. „Haben Sie den Mut, Dinge zu erfragen“, fordert sie. Sich wohl an die eigene Studienzeit erinnernd, rät die Professorin, jene neue Lebensphase zu genießen und auch Stadt und Kultur genauer zu erkunden. Etwa 1500 junge Leute sind es, die an den Kulturstandort gekommen sind. Nach dem Auftakt haben sie bei Fakultätsempfangen Gelegenheit, ansässige Häuser und Akteure kennen zu lernen. So stellt die fabrik ihr Workshop- und Tanz-Programm vor. Das Hans Otto Theater gewährt einen Blick hinter die Kulissen und lädt zur Abendvorstellung „Lola“ ein. Über 200 Neugierige nehmen das Angebot wahr. Im Kunstraum, einer Galerie für moderne Malerei, führt Katja Dietrich-Kröck durch die aktuelle Ausstellung „Ich Wicht“. Eine Schau, die nach dem Verhältnis zwischen kindlichem und erwachsenem „Ich“ fragt. Im T-Werk agiert Geräuschemacher Max Bauer, während sich auf dem Schirrhof ein buntes Markttreiben mit Musik, Schauspielerei und Sportaktionen entwickelt. Vor der kleinen Bühne der „English Drama Group“ versammeln sich immer wieder Gruppen Schaulustiger, die begeistert sind. Zu später Stunde zeigt das T-Werk noch seine stimmungsvoll illuminierte Performance „Irrlichter der Nacht“. Da ist es auf dem Platz allerdings schon etwas ruhiger geworden.



Stimmungsvolle Performance auf dem Schirrhof.

Foto: T-Werk



Uni-Präsidentin Prof. Sabine Kunst begrüßt die Neuankömmlinge.



Gut gegen die Kälte: Warmes vom Stand.



pg Junges Leben am alten Standort.

Erstsemester 2010 an der Universität



Infos aus erster Hand.



Mit der studentischen Bigband swingvoll in die Nacht.



Erstes Kennenlernen beim Empfang der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät.



Lauschige Atmosphäre am Feuer.

Leserbrief zur Erstsemesterbegrüßung

Während der Erstsemesterbegrüßung am 18. Oktober hat der ASiA-Vertreter in seiner Rede behauptet, Studierende müssten wochenlang auf einen Termin bei der Psychologischen Beratung warten. Es ist äußerst bedauerlich, dass diese Behauptung vor Studierenden, Universitätsmitarbeitern und Medien verbreitet wurde. Tatsächlich ist es so, dass sich jeder auch kurzfristig und ohne Termin während der offenen Beratungszeiten, dienstags von 14 bis 17 Uhr und freitags von 10 bis 12 Uhr, beraten lassen kann. Für ausführliche Beratungsgespräche, für die ein Termin erforderlich ist, besteht momentan eine Wartezeit von zirka eineinhalb Wochen. Lediglich wenn jemand ausschließlich zu einer bestimmten Zeit in der Woche kommen kann oder möchte, kann es bis zu zwei Wochen dauern. Ich versuche, wenn irgend möglich, die Terminwünsche der Studierenden zu berücksichtigen und verbege bei Bedarf auch Termine sehr früh oder spät am Tage. Meine Kolleginnen und Kollegen von der Zentralen Studienberatung und ich sind sehr betroffen darüber, dass durch die Behauptung des ASiA ein schlechtes Bild von unserem Angebot in der Öffentlichkeit entsteht, aber vor allem, dass sich wohlmöglich Studierende abgeschreckt fühlen, unsere Hilfe in Anspruch zu nehmen. **Birgit Klöhn, Psychologische Beratung der Zentralen Studienberatung**



Unterwegs im Kakteenhaus: Tagungsteilnehmer erprobten das Sukkulenten-Programm des „Grünen Klassenzimmers“.

Inspirierendes Grün

Mitarbeiter aus 40 Botanischen Gärten zu Gast in Potsdam

„Botanische Gärten konkurrieren nicht miteinander, sondern kooperieren“, sagte Prof. Dr. Thomas Stützel, Direktor des Botanischen Gartens der Ruhr-Universität Bochum. Über 100 Gartenpädagoginnen und Wissenschaftler, Gärtner und Betriebsleiter aus rund 40 Botanischen Gärten hörten ihm bei der Jahrestagung des Verbandes Botanischer Gärten zu.

So viele unterschiedliche Pflanzen auf engstem Raum – wer außer den Botanischen Gärten könnte so eine Vielfalt präsentieren – diese Frage richtete der frühere Präsident des Verbandes Botanischer Gärten an seine Kollegen. So ein Garten biete mit seinem kompetenten Personal fast unbegrenzte Chancen für Forschungsk Kooperationen mit Wissenschaftlern nahezu aller erdenklichen Fachrichtungen. Oftmals entstünden diese aus Begegnungen der Forscher bei eigentlich anderweitig motivierten Anlässen.

Das Programm der Potsdamer Tagung war außerordentlich abwechslungsreich. Den Teilnehmern bot es Gelegenheit, sich in Arbeitsgruppen zu treffen, durch die Anlagen und Pflanzensammlungen führen zu lassen, die Angebote des „Grünen Klassenzimmers“ für Schul- und Vorschulkinder auszuprobieren. Die Ausflüge in Theorie und Praxis sowie die vielen informellen Gespräche hatten ihren besonderen Reiz in der inspirierenden Atmosphäre des

Potsdamer Botanischen Gartens. Menschen allgemein und Pflanzenleute zumal fühlen sich bekanntlich in grüner und blühender Umgebung besonders wohl. Vom „freundlichen grünen Gesicht der Universität Potsdam“ schwärmte denn auch deren Vizepräsident, Biologe Prof. Dr. Bernd Walz, in seinem Grußwort.

Zahlreiche Vorträge folgten seinen Ausführungen. In einem drehte es sich beispielsweise um schnelle Evolutionsprozesse, die man an Pflanzen in Botanischen Gärten besonders gut studieren kann. Denn hier passen sie sich an – in der Natur werden sie dagegen weder gejätet noch gedüngt und gegossen. Evolutive Veränderungen lassen sich deshalb schon nach wenigen Generationen erkennen, wie Dr. Okka Tschöpe von der gastgebenden Universität Potsdam erläuterte. Präsentiert wurde während der Tagung auch ein gemeinsames Ausstellungsprojekt zum Thema „Bionik“ für das Jahr 2011, in dem es um technische Lösungen nach Vorbildern aus der Pflanzenwelt geht. Es ist zugleich ein exzellentes Beispiel für das Statement in Thomas Stützels Festvortrag. Die Ausstellungsmaterialien können alle Botanischen Gärten vom Verband beziehen. Ab Juni nächsten Jahres soll die Schau in 30 bis 40 Gärten zeitgleich zu sehen sein, auch im Botanischen Garten der Universität Potsdam.

Michael Burkart/pg

Neue Stiftungsprofessur

An der Universität Potsdam wird eine W3-Stiftungsprofessur für Rehabilitationswissenschaften eingerichtet. Den entsprechenden Kooperationsvertrag unterschrieben Uni-Präsidentin Prof. Dr.-Ing. Sabine Kunst und Vertreter der vier beteiligten Stifter im September.

Reichlich ein Jahr hatten die Vorbereitungen dazu gedauert. Dem Vernehmen nach soll die Professur zum Studienjahr 2011/12 besetzt werden. Die Ausschreibung dazu ist bereits erfolgt.

In der Hochschule selbst erhält der bis 2013 zu entwickelnde Profilbereich Gesundheitswissenschaften und Prävention dadurch eine wichtige Stärkung. Gegenwärtig stützt sich dieser strukturell auf die Professur für Sportmedizin und Prävention (Prof. Dr. Frank Mayer), die Stiftungs juniorprofessur für Kardiovaskuläre Sekundärprävention (Prof. Dr. Klaus Bonaventura) und auf die im Berufungsverfahren befindliche Professur für Sozial- und Präventivmedizin. Die Studierenden profitieren natürlich auch. Schon im jetzigen Wintersemester beginnt ein entsprechender Master-/Promotionsstudiengang „Clinical Exercise Science“.

Die neue Stiftungsprofessur ist der Startschuss für einen Forschungsverbund zur medizinischen Rehabilitation in der Region. Hier wollen künftig Universität, Reha-Kliniken und der Reha-Forschungsverbund Berlin-Brandenburg-Sachsen im Bereich der patientenbezogenen Forschung eng zusammenarbeiten. „Die Professur stärkt darüber hinaus natürlich unsere Wettbewerbsfähigkeit“, unterstreicht Sabine Kunst. „Dass sie zur Bildung strategischer Netzwerke und zur Schaffung neuer Studienangebote beiträgt, ist außerordentlich erfreulich.“

Die beteiligten Stiftungsunternehmen sind die AHG-Allgemeine Hospitalgesellschaft AG, die Brandenburg Klinik Bernau-Waldsiedlung, die Klinik am See Rüdersdorf und die MEDIAN-Kliniken GmbH&Co.KG.

pg

Angebote der Begabtenförderung

an der Universität Potsdam und die Namen der Ansprechpartner sind im Internet abrufbar unter:
www.uni-potsdam.de/begabtenfoerderung

Kartoffelchips im Chemieunterricht

Was naturwissenschaftliche Fächer zur demokratischen Partizipation beitragen können



Foto: Thomas Roesse

Ob Stuttgart 21, Kernenergie oder Gentechnik – wer hier mitdiskutieren will, muss informiert sein und seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse abrufen können. Die Schulzeit aber liegt mitunter lange zurück und was im Unterricht gelehrt wurde, hinterließ für das spätere Leben oft wenig Gebrauchswert. Chemie- und Physikdidaktiker plädieren deshalb auf ihrer Jahrestagung dafür, naturwissenschaftliche Bildung stärker in der Lebenswirklichkeit zu verankern, aktuelle Debatten aufzugreifen und die Schüler sowohl mit Sachwissen als auch mit Bewertungskompetenz auszustatten.

VON ANTJE HORN-CONRAD

Wenn Ingo Eilks zu Forschungszwecken Chemie unterrichtet, kann es zu Beginn der Stunde schon mal Kartoffelchips geben. Für die Schüler ein vertrautes „Lebensmittel“, für den Didaktiker ein Appetithappen, mit dem er die Klasse auf den Geschmack seines Themas bringen will. Es geht um Fett, Kohlenhydrate, Salz und all die eher ungesunden Zusatzstoffe, die es auf den Verpackungen zu identifizieren gilt. Eilks knüpft an den Alltag seiner Schüler an, lenkt ihr Interesse geschickt auf die Chemie, unternimmt einen Exkurs in die Werbeindustrie, um am Ende eine fachlich fundierte Diskussion

über gesunde Ernährung führen zu können.

Über seine Methoden, die in der Aktionsforschung an verschiedenen Schulen erfolgreich getestet wurden, berichtete der Bremer Professor auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Didaktik der Chemie und Physik (GDGP), die mit einer Rekordbeteiligung von 300 Didaktikern erstmals im neuen Physikgebäude der Universität Potsdam in Golm stattfand. Im Brennpunkt stand der „Beitrag der naturwissenschaftlichen Bildung zur Gestaltung partizipativer Demokratie“. Wie also werden Schüler in Chemie und Physik darauf vorbereitet, sich als mündige Bürger am gesellschaftlichen Diskurs zu beteiligen, wenn es beispielsweise um die Förderung von Solarenergie oder den Einsatz von Energiesparlampen geht?

Für den Tagungsleiter Helmut F. Mikelskis ein aktuelles, aber kein neues Thema. Seit den 1970-er Jahren schon engagiert sich der heutige Potsdamer Professor für Physikdidaktik für einen stärkeren Gesellschaftsbezug seines Fachs. Auch damals ging es bereits um Kern-

kraftwerke, um alternative Energien, Umweltschutz und Abrüstung. Themen, die in den eher theoretischen, an der Disziplin orientierten Schulbüchern kaum eine Rolle spielten. „Heute ist das anders“, sagt Mikelskis und schlägt ein aktuelles Physikbuch auf, das er selbst mit verfasst hat. Reich bebildert erklärt es physikalische Gesetzmäßigkeiten an Gegenständen und Phänomenen, die die Schüler aus ihrem Alltag kennen. Hebelwirkungen werden an der Biomechanik des eigenen Körpers erklärt. Eine gebastelte Windkraftanlage veranschaulicht alternative Energiequellen. Und

um die Wärmeleitung schlecht isolierter Gebäude zu verstehen, wird der Bau eines Modellhauses aus unterschiedlichen Materialien angeregt. „Physik im Kontext“ ist heute angesagt.

„Viele Schüler wählen Physik oder Chemie ab, weil ihnen diese Fächer zu abstrakt sind und sie deren Bedeutung für das eigene Leben nicht erkennen können“, benennt

Helmut F. Mikelskis das noch immer bestehende Problem. Die Pisatests haben auf Mängel des Unterrichts hingewiesen. Die Ergebnisse sind schlecht, entsprechend fehlt der wissenschaftliche Nachwuchs. „Bis zur 10. Klasse müssen wir es schaffen, die Mädchen und Jungen zu begeistern und mit spannenden Experimenten ihr Interesse zu wecken. Wer sich anschließend für Chemie und Physik entscheidet, den kann man dann auch theoretisch mehr rannehmen“, so die Überzeugung des Didaktikers.

Das wichtigste Kriterium aber sei die Relevanz des Fachs, bestätigt Chemiedidaktiker Ingo Eilks. Für die Projektarbeit empfiehlt er Themen, die echte Widersprüche benennen, gesellschaftliche Kontroversen aufgreifen und aktuell in den Medien diskutiert werden. „Das Für und Wider von Bioethanol zum Beispiel. Oder Doping als Wettrennen zwischen Erfinder und Analytiker.“ Die Schüler lernen hierbei, politische Aussagen, Medienberichte und Expertenmeinungen zu verstehen, kritisch zu bewerten und ihr erworbenes Fachwissen selbstbewusst anzuwenden.

„Es hat funktioniert“

Eignungstests für Studienanfänger am Institut für Chemie

Warum ist der Himmel blau? Aus welchen Bausteinen ist Saccharose aufgebaut? Was ist ein Chromosom? Die Studienbewerber müssen sich konzentrieren, um im zweiten Teil der Eignungsfeststellungsprüfung Chemie nicht zu versagen. In einem Internetportal hatten sie bereits ihre Abschlussnoten und einige Angaben zur Person hinterlegt. Weil die Abiturienten in diesem ersten Schritt aber nicht die nötige Punktzahl erreichten, müssen sie nun in einem Gespräch ihr Wissen unter Beweis stellen. Das müssen alle, die den ersten Teil der Prüfung nicht bestanden haben.

VON PETRA GÖRLICH

Es ist das erste Mal, dass an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät Studienanfänger auf diese Weise ausgewählt wurden. Wer es schaffte, konnte zum Wintersemester dieses Jahres anfangen. Ein Jahr lang hatten Mitarbeiter im Institut für Chemie zuvor die Prozedur erarbeitet und in Gremien verabschiedet. Was sie sich ausdachten, verlief am Ende wie am Schnürchen.

„Es hat funktioniert“, bestätigt Prof. Dr. Pablo Wessig, der die Fäden während des gesamten Ablaufs in der Hand hielt. Genau 287 junge Leute waren es, die das Verfahren durchliefen. Das entspricht in etwa der Bewerberquote vergangener Jahre. Fast alle, genau 276, brachten die Voraussetzungen zur Aufnahme des Studiums mit.

Nur zehn der 276 gelang der Zugang zur Uni erst im zweiten Schritt. Für das Gros öffneten sich bereits zuvor die Tore der Hochschule. Die Studienanwärter hatten im Internet ein Formular ausgefüllt und dabei die nötige Punktzahl erreicht. Das Papier ruft die Abiturnote, fachspezifische Zensuren und eventuell vorhandene Berufsabschlüsse ab. Das wichtigste Kriterium ist dabei die Abitur-Durchschnittsnote, die mit 50 Prozent in die Wertung eingeht. Während die Leistungen in Chemie, Mathematik, Physik und Biologie den anderen großen Schwerpunkt bilden, zählt ein fachnaher Berufsabschluss immerhin mit zehn Prozent. Wessig legt gerade auf diesen letzten Aspekt besonderen Wert: „Die Erfahrungen zeigen, dass Bewerber mit einem solchen Abschluss überdurchschnittliche Leistungen erzielen, deutlich klarere Berufsvor-

stellungen haben und das Studium seltener als ihre Kommilitonen abbrechen.“

Wer diese erste Runde nicht schaffte und damit weniger als 50 der vorgegebenen 100 Punkte erreichte, musste in die Eignungsfeststellungsprüfung Teil II. Neben einigen wenigen Fragen zur Motivation, geht es hier um das Eingemachte. Abiturstoff in den Fächern Chemie, aber auch Mathematik, Physik und Chemie. „Uns interessiert dabei nicht immer nur das Ergebnis, sondern auch, wie mit dem jeweiligen Problem umgegangen wird“, beschreibt Wessig das Vorgehen. Insgesamt habe man sowohl mit der Anzahl aller Bewerber als auch derer, die zum Gespräch kamen, gerechnet. Entsprechend gut sei die Vorbereitung gewesen.

Auffällig ist das unterschiedliche Niveau der Studienanfänger. Die Lehramtsstudierenden der Chemie bringen deutlich bessere Noten mit als die Bachelorstudierenden. Liegen könnte das an dem guten Ruf der Chemielehrer-Ausbildung in Potsdam. Seine Attraktivität scheint sich herumgesprochen zu haben. „Die Bewerber entscheiden sich offensichtlich bewusst gegen Berlin und für uns.“

Gekommen sind im Oktober im Übrigen 49 Bachelorstudierende und 41 Lehramtsstudierende. Auch diese Größenordnung hatte man so

erwartet. Sie entspricht annähernd den vorhandenen Festsetzungsvorschlägen mit 54 beziehungsweise 44 Plätzen. Eine Auslastung also, die gute Ausbildungsqualität verspricht. Noch im Vorjahr hatte die Situation anders ausgesehen. Denn zumindest was die Anzahl der Bachelorstudierenden betrifft, wurde mit 120prozentiger Belegung Überlast gefahren.

Der Test ist nach Wessigs Ansicht von den Bewerbern sehr gut angenommen worden. Die ersten Daten deuten aber zugleich auch auf einen leichten Rückgang von Studieninteressierten, die ein geringeres Leistungsniveau mitbringen.

Falls das neue Verfahren diesbezüglich einen abschreckenden Effekt bewirkt, ist der durchaus gewollt. Kann er doch dazu führen, dass sich die Studienabbrüche in Zukunft verringern und sich mehr Studienerfolg einstellt. Und genau das ist das Ziel der Aktivität. Den jungen Leuten erspart sie möglicherweise vergeudete Lebensjahre und ein Jobsuche ohne glücklichen Ausgang. Die Universität gewinnt im Gegenzug an Kapazität.

Ob die Strategie aufgeht, bleibt freilich noch abzuwarten. Andere Fächer der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät haben aber zumindest schon einmal Interesse bekundet nachzuziehen.



Chemie-Studium in Potsdam: Der Weg hierher führt nur noch über eine bestandene Eignungsprüfung.

Foto: Thomas Roesse

Noch längst nicht alle zufrieden

Befragung bringt teilweise unerwartete Erkenntnisse zur Studiensituation

Die Studentenproteste an der Universität im vergangenen Jahr haben deutlich gemacht, dass es erhebliche Kommunikationsdefizite und den dringenden Wunsch nach verbesserten Studienbedingungen an der Hochschule gibt. Nicht zuletzt deshalb hat das Zentrum für Qualitätsentwicklung in Lehre und Studium (ZfQ) im Wintersemester 2008/2009 eine Umfrage unter den Studierenden der Universität durchgeführt.

VON ANDREAS PETER

Befragt wurden 795 zufällig ausgewählte, die in ihrer Zusammensetzung zwar nicht repräsentativ im streng wissenschaftlichen Sinne waren, aber doch sehr gut die Struktur der Universität widerspiegeln. Ihnen wurde folgende Frage vorgelegt: „Angenommen, Sie könnten direkt entscheiden, was zur Erhöhung der Studienqualität und Studierbarkeit unternommen wird: Welche Maßnahmen würden Sie beschließen und umsetzen?“ Es wurde um drei bis vier Ideen gebeten. Geantwortet haben letztlich 414 Studierende, also mehr als die Hälfte der Befragten. Ausgewertet wurden 1.934 Aussagen. Dabei kristallisierten sich schnell drei Schwerpunkte der Kritik heraus: Aspekte der Studienorganisation, der Ausstattung und Kapazität sowie der Leistungserfassung. Allerdings kritisierten die Befragten nicht nur, sondern bewerteten auch positiv, so zum Beispiel die Betreuung durch Lehrkräfte und die didaktische Qualität der Lehre und Wissensvermittlung. Für Dr. Philipp Pohlentz, Geschäftsführer des ZfQ, lässt sich aus der Befragung deshalb der Schluss ziehen, dass die Studierenden der Universität die Arbeitsbedingungen nicht ausschließlich in den düsteren Farben sehen, die gelegentlich gemalt werden. Die Kritik lässt sich ganz deutlich mit dem jeweiligen Abschlusswunsch und dem Organisationsaufwand der Studierenden in Relation setzen. Und deshalb findet es Dr. Pohlentz keineswegs überraschend, dass Kritik vor allem von den kombinierten Bachelor-Studiengängen und Lehramtsstudenten kam. Hier stellt die Studienorganisation eine besondere Herausforderung dar. Wirklich überrascht war Dr. Pohlentz hingegen von der Tatsache, dass die familiäre Situation der Studierenden offenbar nur eine so geringe Rolle für die Bewältigung des Studiums spielt, dass man dieses Ergebnis vernachlässigen kann. Und das auch dann,



*Gar nicht so einfach:
Die richtige Studienorganisation.*

wenn man in Rechnung stellt, dass nicht alle Studierenden mit schwierigen familiären Konstellationen an der Umfrage teilgenommen haben. Bislang waren die Mitarbeiter von Dr. Pohlentz davon ausgegangen, dass die familiären Verhältnisse Studierender von erheblicher Relevanz für den Studienverlauf sind. Das betrifft auch die immer wieder auftauchende Frage der Vereinbarkeit von Studium und Finanzierung desselben, zum Beispiel durch einen Nebenjob. Mit ganzen 23 Nennungen war das Problem der Finanzierung des Studiums nach der Freizeitgestaltung das am wenigsten genannte Thema. Im Hinblick auf die drängendsten Fragen wie die der Studienorganisation wiederholten sich immer wieder Wünsche nach einheitlichen Anforderungen und konkreter Verdeutlichung der Leistungsanforderungen beziehungsweise konkreten Arbeitsanweisungen für alle Lehrveranstaltungen, Überschneidungsfreiheit und Verteilung der Veranstaltungen innerhalb der gesamten Woche. Was die beinahe schon zum Standardrepertoire der Kritik gehörenden Beschwerden über die Raumsituation vor allem am Campus Neues Palais betrifft, so mag sich Dr. Pohlentz nicht verkneifen, sowohl Studierenden als auch Lehrkräften den Spiegel vorzuhal-

ten. Wer glaubhaft gegenüber der Politik auftreten wolle, die schließlich die finanziellen Mittel für eine Behebung der Raumnot zur Verfügung stellen muss, der könne es nicht zulassen, dass am Freitag der Campus wie ausgestorben wirke. Auch unpopuläre Zeiten müssten genutzt werden. Denn die Politik habe sehr wohl die Ergebnisse der Umfrage zur Kenntnis genommen, erklärt Dr. Pohlentz.

Die Auswertung der Befragung wurde übrigens mit eigenen Ressourcen im ZfQ bewerkstelligt, berichtet Dr. Pohlentz nicht ohne Stolz. Soll heißen, das Programm zur Datenverarbeitung und die Mitarbeiter kommen aus dem eigenen Haus. Die Systematik der Befragung und ihre Umsetzung in einer Datenanalyse ist so überzeugend gewesen, dass das MWFK nun allen brandenburgischen Hochschulen die Methode des ZfQ empfohlen hat. So werden bei kommenden Befragungen einheitliche, also vergleichbare Daten in Brandenburg erhoben.

https://pep.uni-potsdam.de/media/reports/workload/up_studienbedingung_meinungsbild_ws2008-09_ao_final.pdf

Neue Lehrkulturen auf dem Prüfstand

Am 21. und 22. Januar nächsten Jahres veranstalten das Zentrum für Qualitätsentwicklung in Lehre und Studium (ZfQ) sowie das Zentrum für Sprachen und Schlüsselkompetenzen (ZeSSKO) eine Tagung unter dem Motto „Qualität erkennen, Qualität entwickeln“. Vertreter beider Einrichtungen stellen dabei erste Ergebnisse der Anstrengungen um die Verbesserung der Qualität von Lehre und Studium vor. Diskutiert werden dabei auch die dem Ziel zugrunde liegenden Konzepte. Die Uni Potsdam bündelt schon seit geraumer Zeit vorhandene Kompetenzen für die Weiterentwicklung der Lehrqualität. Dabei spielen beide Zentren eine wichtige Rolle. Besonderes Profil entwickeln sie einerseits bei der Evaluation von Lehre und Studium und bei der Erarbeitung neuer Konzepte der „Employability“. Andererseits engagieren sie sich stark bei der Etablierung neuer Lehr- und Lernkulturen im Bereich des Spracherwerbs und bei der Vermittlung überfachlicher Kompetenzen.

Red.

Von der Schule in die Uni

Heiße Diskussionen über Wege zur besseren Studierfähigkeit



Dem ungewollten Studienende vorbeugen: Wissenslücken schließen.

Zwölf oder 13 Jahre zum Abitur, uneinheitliches Schulsystem, Fächerabwahl, steigende Anzahl von Studienanfängern, neue Bachelor- und Masterstudiengänge: Das sind Themen, die allortenteils teilweise kontrovers diskutiert werden, auch an der Universität Potsdam. Ein Kernpunkt der Debatte ist die Frage, wie Schülerinnen und Schüler befähigt werden, den Übergang zum Studium zu schaffen.

Es gab nie bessere Möglichkeiten, an einen Studienplatz zu kommen als heute“, ist sich Vizepräsident Dr. Thomas Grünewald sicher. Aber es hapert oft an der Verzahnung von Schulunterricht und Universitätsstudium. Dafür gibt es viele Gründe. Tatsache ist, dass die Zahl der Studienanfänger im Vergleich zu der der Absolventen deutlich höher ist. Die Studienabbrecherquote an den deutschen Unis liegt bei etwa 25 Prozent. Gründe für das vorzeitige Studienende sind fehlende Eignung oder Motivation für das Studium, zu hohe Studienanforderungen, aber auch die ungenügende Bewältigung des Studieneinstiegs. Die Studiengänge sind heute hoch spezialisiert und fachlich differenziert. Aufgabe der Schule muss es deshalb sein, solides Grundwissen, Methodenkenntnisse, Fremdsprachenkompetenz und propädeutisches Wissen zu vermitteln. Um eine Brücke zwischen Schule und Hochschule zu bauen, brauche es eine Studieneingangsphase, wie sie die Universität Potsdam bereits hat beziehungsweise weiter ausbauen will, schlussfolgert Dr. Britta

van Kempen aus der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Diese Phase vermittele den Studierenden Kompetenzen zur erfolgreichen Bewältigung des Studiums. Untersuchungen belegen, dass der Mangel an spezifischen Studienvoraussetzungen, so beispielsweise Defizite in Mathematik und den Naturwissenschaften ebenso wie in der selbstständigen Studiengestaltung, hohe Abbruchrisiken zur Folge hat. Die oft unzureichenden Vorstellungen vom Studium betreffen alle Studiengänge. In Brandenburg werden deshalb die Schüler ab dem Schuljahr 2012/2013 beim Abitur anstelle der beiden bisherigen Leistungskurse fünf Fächer mit erhöhtem Anforderungsniveau mit jeweils vier Wochenstunden belegen. Regina Mayer vom brandenburgischen Bildungsministerium sieht darin einen wichtigen Schritt, Wissenslücken zu schließen und damit die Studierfähigkeit zu erhöhen. Das betrifft nicht zuletzt die Mathematik und die Naturwissenschaften. Prof. Dr. Knut Richter von der Frankfurter Viadrina erkennt nicht so sehr eine Lücke zwischen Schule und Universität, sondern zunehmende Schwierigkeiten der Schulabgänger, sich in der immer komplexer werdenden Berufswelt zurecht zu finden.

Da das Abitur mit der Abiturnote nach wie vor einen zuverlässigen Aussagewert für die Prognose des Studienerfolgs biete, plädiert der Deutsche Hochschulverband (DHV) für die Stärkung des Abiturs. Die Möglichkeit der Fächerabwahl müsse eingeschränkt werden. Eine breite Allgemeinbildung sowie Fähigkeiten, die in

jedem Studienfach gefordert werden, sollen von den Schulen vermittelt werden. Das Abitur dürfe nicht lediglich als Ausweis formaler Hochschulzugangsberechtigung verstanden werden. Um Abbrecherquoten zu verringern, fordert Rechtsanwältin Birgit Ufermann vom DHV, die Studierfähigkeit zu verbessern, Schüler besser über die Studieninhalte zu informieren und das Auswahlrecht der Universitäten in den ausgelasteten Studiengängen ernst zu nehmen. Für die Zulassung zum Studium sollte die Abiturdurchschnittsnote mit zusätzlichen studienfachbezogenen Leistungskriterien (Tests, Zusatzqualifikationen wie Fremdsprachenkenntnisse, Auslandsaufenthalte, eine abgeschlossene Berufsausbildung oder andere Eignungskriterien für das Fach) kombiniert werden. Auch sei ein Verfahren sinnvoll, das die Abiturnoten bestimmter Fächer, die für den gewählten Studiengang von besonderer Bedeutung sind, gewichtet. Die Universität Potsdam hat diese Forderung bereits umgesetzt und erstmals für das Wintersemester 2010/2011 im Fach Chemie eine Eignungsfeststellungsprüfung durchgeführt (s. Portal S. 18).

Um die Situation zu verbessern, gibt es zahlreiche Aktivitäten. Darüber hinaus sind Angebote des Praxislernens, beispielsweise Praxistage und fächerübergreifender Unterricht, aber auch Qualifizierungsmaßnahmen für Lehrkräfte erfolgversprechende Beispiele, um dem Ziel des reibungsloseren Übergangs von der Schule zur Hochschule näher zu kommen.

Dr. Barbara Eckardt, Dekanat Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

Pausenexpress nimmt Fahrt auf

Sport am Arbeitsplatz: Ein Konzept setzt sich durch

Das Zentrum für Hochschulsport hat im Wintersemester 2009/10 den so genannten „PausenExpress“ eingeführt. Ein etwa 15-minütiges Sportprogramm, mit dem Mitarbeiter des Zentrums auf Wunsch in einzelne Bereiche der Hochschule kommen. Mit kurzen Übungen sorgen sie für etwas Bewegung am Arbeitsplatz, ganz im Sinne der angestrebten verstärkten Gesundheitsprävention an der Alma mater. Petra Görlich sprach mit Hochschulsport-Leiterin Dr. Petra Bischoff-Krenzien über die Zukunftsaussichten des Angebots.

Frau Bischoff-Krenzien, können auch in diesem Studienjahr interessierte Kolleginnen und Kollegen den „PausenExpress“ nutzen?

Ja, natürlich. Bisher haben wir gute Erfahrungen mit dem Angebot gemacht und hoffen, dass es weiterhin so stark nachgefragt bleibt. Dass der Trainer an den Arbeitsplatz der Teilnehmer kommt und dort direkt auf individuelle Wünsche und Probleme eingeht, ist augenscheinlich ganz im Sinne der Kollegen. Die Übungen sind extra so gestaltet, dass die Akteure in normaler Kleidung trainieren können. Eine gewisse Unkompliziertheit aller Beteiligten ist dabei natürlich von Vorteil.

Bislang hat der PausenExpress an der UP tatsächlich einen Siegeszug hingelegt. Nicht nur hier, sondern auch beim Studentenwerk ist man begeistert vom Konzept. Uns spornt das an weiterzumachen. Ich kann nur dazu ermuntern, sich zu überwinden und sich ein- oder zweimal in der Woche jeweils eine Viertelstunde der eigenen Gesundheit zuliebe vom Schreibtisch zu trennen. Die gemeinsame Bewegung macht Spaß und ist außerdem extrem wichtig angesichts des täglichen stundenlangen Sitzens im Büro. Toll ist, dass die Leitung der Hochschule das Projekt unterstützt und künftig die 15-minütige Bewegungspause als Arbeitszeit anrechnet! Wir konnten sie von unserem Konzept offensichtlich überzeugen.

Das Konzept findet nicht nur hier in Potsdam Anklang. Sie registrieren deutschlandweite Aufmerksamkeit...

Ja. Nicht zuletzt deshalb, weil es erst innerhalb eines Projektes des Bundesgesundheitsministeriums zum größeren Vorhaben weiterentwickelt wurde. Unsere damaligen Partner in Aachen, Paderborn und Wuppertal haben das Konzept dann übernommen. Nun wird es auch dort erfolgreich umgesetzt. Weitere Hochschulen sind übrigens daran interessiert.

Der PausenExpress:

Was?	Mobilisations-, Kräftigungs- und Entspannungsübungen
Wo?	Der Trainer kommt direkt zu den Teilnehmern ins Büro
Wann?	Mo bis Do zwischen 11.00 und 14.00Uhr
Wie lange?	15min. je 1-2 Einheiten
Wer?	4-8 Personen (Beschäftigte der UP, HFF, FH, An-Institute, Studentenwerk)
Wie?	Ohne Kleidungswechsel und Anfahrtswege
Kosten?	10 Euro pro Semester für 1 Einheit/Wo
Buchungen?	E-Mail: teickner@uni-potsdam.de

Gut geht's!

Umfragen gibt es viele an deutschen Universitäten und Hochschulen. Doch nur ganz wenige beschäftigen sich mit dem Gesundheitsverhalten und der Zufriedenheit mit der Arbeitssituation. Die Uni Potsdam kann sich zu Recht damit schmücken, in dieser Hinsicht zu den Vorreitern in Deutschland zu gehören. Bereits vor zwei Jahren wurde ein Steuerkreis ins Leben gerufen, der ein Gesundheitsmanagement an der größten brandenburgischen Lehr- und Forschungseinrichtung etablieren soll. Notwendige Voraussetzung: valide Daten. Also wurden im vergangenen Jahr alle Mitarbeiter der Universität zu ihrer Arbeits- und Gesundheitssituation befragt. Die Ergebnisse haben Prof. Ralf Brand und seine wissenschaftliche Mitarbeiterin Daniela Kahlert vom Department Sport- und Gesundheitswissenschaften ausgewertet und vor kurzem der Hochschulleitung übergeben. Die Fakten können seit kurzem auch im Intranet der Uni nachgelesen werden. Dabei wird man feststellen, dass die Beschäftigten der Hochschule grundsätzlich mit ihrer Lebens- und Arbeitssituation zufrieden sind. Aber auch, dass es beträchtliche Unterschiede in Wahrnehmung und Einschätzung zwischen unbefristet und befristet Beschäftigten gibt. Erstere sind zufriedener mit ihrer Wohnsituation, mit der Situation in Familie und Partnerschaft sowie der Gestaltung der Freizeit. Befristet Beschäftigte äußern sich weniger positiv zum Betriebs- und Sozialklima, dem mitarbeiterorientierten Vorgesetztenverhalten und der sozialen Unterstützung. Als erste Konsequenz aus den Empfehlungen der Gesundheitsstudie hat die Hochschulleitung die Rahmenbedingungen für den Ausbau und die Weiterführung des „Pausenexpress“ geschaffen, einem Angebot des Zentrums für Hochschulsport.

ap



Liegestütze am Schreibtisch: eine der Übungen, die im Programm des Pausenexpresses enthalten sind.

Aus dem Senat

In der 175. Sitzung des Senates der Universität Potsdam am 16. Juni wurden unter anderem folgende Beschlüsse gefasst:

Ordnungen und Satzungen

Der Senat empfahl der Präsidentin die Genehmigung einer Reihe von Ordnungen (s. Kasten).

Zur Genehmigung empfohlene Ordnungen:

- Ordnung für den Bachelorstudiengang Geowissenschaften und den konsekutiven Masterstudiengang Geowissenschaften mit den Vertiefungsrichtungen Geologie, Geophysik und Mineralogie/Petrologie
- Ordnung für das Bachelor- und Masterstudium Mathematik
- Satzung über die Eignungsfeststellungsprüfung für die Bachelorstudiengänge in der Lehreinheit Arbeitslehre
- Ordnung für den Bachelor- und Masterstudiengang Physik
- Ordnung für den Bachelorstudiengang Wirtschaftsinformatik
- Ordnung für den Bachelor- und Masterstudiengang Geoökologie

Änderungssatzung

Der Senat empfahl der Präsidentin die Genehmigung der Änderung der Satzung Evaluation von Lehre und Studium.

Gebührenordnung

Der Senat empfahl der Präsidentin die Genehmigung der Gebührenordnung für die Nutzung von Dienstleistungen des Sprachenzentrums.

Rechenschaftsbericht

Der Senat nahm den Rechenschaftsbericht der Präsidentin zustimmend zur Kenntnis und entlastete die Präsidentin.

In der 176. Sitzung des Senates der Universität Potsdam am 14. Juli wurden unter anderem folgende Beschlüsse gefasst:

Zulassungsordnungen

Der Senat empfahl der Präsidentin die Genehmigung der Zulassungsordnungen für den Masterstudiengang Fremdsprachenlinguistik, den Masterstudiengang Erziehungswissenschaft und den Masterstudiengang „Judentum und Christentum im kulturellen Kontext“.

Ordnungen und Satzungsänderungen

Der Senat empfahl der Präsidentin mehrere Ordnungen und Satzungsänderungen zur Genehmigung (s. Kasten).

Zur Genehmigung empfohlene Ordnungen:

- Fachspezifische Ordnung für das Bachelorstudium im Fach Jüdische Studien
- Fachspezifische Ordnung für das Masterstudium im Fach Fremdsprachenlinguistik
- Fachspezifische Ordnung für das Bachelorstudium Anglistik/Amerikanistik
- Fachspezifische Ordnung für das Masterstudium im Fach „Judentum und Christentum im kulturellen Kontext“
- Erste Satzung zur Änderung der Studienordnung für den gem. Masterstudiengang Internationale Beziehungen der Freien Universität Berlin, Humboldt-Universität zu Berlin und der Uni Potsdam
- Satzung zur Änderung der Prüfungsordnung für den postgradualen Studiengang „Executive Master of Public Management“

Neue Änderungssatzungen

Der Senat erließ zwei Änderungssatzungen. Zum einen handelt es sich dabei um

Schwieriger Auftritt

Ein Gang nach Canossa war es nicht, aber auch kein Sparziergang. Am 22. September war die Brandenburgische Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur Dr. Martina Münch zu Gast im Senat.

Sie wurde freundlich begrüßt, musste sich aber einige kritische Fragen von den Mitgliedern des höchsten Gremiums der Hochschule anhören. Vorwürfe des Vertrauensbruchs und Verfassungsverstoßes gingen durch den Raum, Prognosen über den Erfolg juristischer Auseinandersetzungen wurden angestellt. Es wurde einmal mehr dargelegt, was die Universität mit den sogenannten Rücklagemitteln für Forschung und Lehre bewegen konnte. Es war unverkennbar, dass sich die Ministerin deutlich angenehmere



Dr. Martina Münch

Foto: zg.

4,5 Millionen Euro ihrer Rücklagen zu nehmen. Es darf angenommen werden, dass Martina Münch nicht mit der Überzeugung in den Senatsaal gekommen war, dass ihre Argumentationen

Termine hätte vorstellen können. Sie räumte gravierende Kommunikationsdefizite zwischen dem Ministerium und der Universität in den zurückliegenden Wochen und Monaten ein. Andererseits verteidigte sie zum wiederholten Mal den Plan der Landesregierung, der Universität insgesamt

plötzlich auf Verständnis stoßen würden. Und in der Tat war das ganze Gegenteil der Fall. Die Ministerin war dennoch bemüht, um Vertrauen zu werben und beteuerte, dass sie gewillt sei, einen neuen Hochschulpakt auszuhandeln, in dem der Universität weiterhin die Bildung von Rücklagen gestattet wird. Sie stellte auch in Aussicht, dass der Text dieses neuen Paktes eindeutiger formuliert sein solle. Die Reaktion der Senatoren dürfte sie indes wenig ermutigt haben, denn Martina Münch wurde unumwunden gefragt, warum man ihren Worten trauen sollte, nachdem die Landesregierung gerade gezeigt habe, dass nicht einmal ein Hochschulpakt, der die Unterschrift des Regierungschefs trägt, Rechtssicherheit garantiert.

ap

die Vierte Satzung zur Änderung der Allgemeinen Ordnung für die nicht lehramtsbezogenen Bachelor- und Masterstudiengänge (BAMA-O). Zum anderen erfolgte der Erlass der Dritten Satzung zur Änderung der Allgemeinen Ordnung für die lehramtsbezogenen Bachelor- und Masterstudiengänge (BAMALA-O).

Verwaltungsrat Studentenwerk

Die Präsidentin der Universität Potsdam schlug den nichtstudentischen Mitgliedern des Senats vor, Prof. Dr. Dieter Wagner als nichtstudentisches Mitglied und Dr. Thomas Grünwald als Ersatzmitglied im Verwaltungsrat des Studentenwerks zu wählen.

Neues Zentrum

Der Senat nahm die Einrichtung des „Zentrums für Sprach- und Schlüsselkompetenzen (ZeSSko)“ als zentrale Einrichtung unter Verantwortung der Präsidentin zum 1. September 2010 zustimmend zur Kenntnis.

Ausschreibungen

Der Senat nahm die Ausschreibungen der W2-Professur Geohazards, der W3-Professur Geopedologie als gemeinsame Berufung mit dem GFZ, der W2-Professur Hydrogeologie als gemeinsame Berufung mit dem GFZ, der W3-Professur Geologische Fernerkundung und der W2-Professur Geomikrobiologie und Geobiologie als gemeinsame Berufung mit dem GFZ zustimmend zur Kenntnis.

Denomination

Die Denominationsänderung der W3-Professur Geologische Fernerkundung wurde vom Senat zustimmend zur Kenntnis genommen.

In der 177. Sitzung des Senates der Universität Potsdam am 22. September wurden unter anderem folgende Beschlüsse gefasst:

Ordnungen

Der Senat empfahl der Präsidentin eine Reihe von Ordnungen zur Genehmigung. (s.Kasten). Darüber hinaus empfahl ihr das Gremium, die Ordnung für schulpraktische Studien im lehr-

amtsbezogenen BA/MA-Studium mit kleineren Änderungen zu genehmigen. Das gleiche gilt für die Immatrikulationsordnung der Universität Potsdam, die mit einer geringfügigen Änderung ebenfalls zur Genehmigung empfohlen wurde.

Zur Genehmigung empfohlene Ordnungen:

- Fachspezifische Ordnung für das Bachelorstudium im Fach Polonistik
- Fachspezifische Ordnung für das Bachelorstudium im Fach Russistik
- Fachspezifische Ordnung für das Bachelorstudium im Fach Geschichte
- Fachspezifische Ordnung für das Bachelorstudium im Fach „Europäische Medienwissenschaft“
- Fachspezifische Ordnung für das Masterstudium im Fach „Europäische Medienwissenschaft“
- Fachspezifische Ordnung für das Masterstudium im Fach „Vergleichende Literatur- und Kunstwissenschaft“
- Ordnung für das Bachelorstudium Sporttherapie und Prävention

Besuch der Ministerin

Die Wissenschaftsministerin der Landes Brandenburg, Dr. Martina Münch, stattete dem Senat gemeinsam mit weiteren Mitarbeitern des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur einen Besuch ab. Diskutiert wurde unter anderem über die vom Ministerium jüngst vorgenommene drastische Mittelkürzung. Mehr dazu Portal S. 22.

Erneute Beratung

Der Senat beschloss, die Ordnungen für die Bachelorstudiengänge Polonistik und Russistik sowie die Ordnung für das Fach Europäische Medienwissenschaft zur erneuten Beratung in die Senatskommission für Lehre und Studium zu verweisen.

Zulassungsordnungen

Empfohlen wurde der Präsidentin die Genehmigung der Zulassungsordnungen für die Masterstudiengänge „Europäische Medienwissenschaft“ und „Vergleichende Literatur- und Kunstwissenschaft“.

Hochschulinformationstag

Der Senat nahm die Durchführung des Hochschulinformationstages der Universität am 17. Juni 2011 zustimmend zur Kenntnis.

Zentrum für Lehrerbildung

Der Senat hat der Präsidentin zwei neue Mitglieder des Direktoriums des Zentrums für Lehrerbildung vorgeschlagen. Es handelt sich dabei um Prof. Dr. Ilka Mindt aus der Philosophischen Fakultät und Prof. Dr. Ulrich Schiefele aus der Humanwissenschaftlichen Fakultät. Die Amtszeit der beiden Wissenschaftler dauert bis zum 30. September 2013.

Ausschreibungen

Der Senat nahm die Ausschreibung einiger Professuren zustimmend zur Kenntnis. Im Einzelnen sind das: die W3 – Stiftungsprofessur für Rehabilitationswissenschaften, W2 – Professur Didaktik der Geschichte (Wiederausschreibung), W2 – Professur Theoretische Ökologie als gemeinsame Berufung mit dem Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung Leipzig-Halle, W2 – Professur Allgemeine Sprachwissenschaft: Grammatiktheorie mit dem Schwerpunkt Semantik und die W2 – Professur Governance von städtischen Infrastruktursystemen und globalem Wandel als gemeinsame Berufung mit dem Leibniz Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung Erkner.

Denomination

Der Senat stimmte der Änderung der Denomination der W3 – Professur für Landschaftsökologie und Bodenkunde in W3 – Professur für Bodenkunde und Geomorphologie zu.

Weitere Informationen sind über Kerstin Fangmann, Geschäftsstelle des Senates, Tel.: 0331/977-1771, E-Mail: fangmann@uni-potsdam.de erhältlich.

Schönste Bilder gesucht

Fotowettbewerb für Angehörige der Universität Potsdam



Im nächsten Jahr wird die Universität Potsdam 20 Jahre alt. Das Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit hat dazu einen Fotowettbewerb ausgeschrieben. Gesucht werden Bilder, in denen die Entwicklung der Hochschule von den Anfängen bis zur Gegenwart fotografisch festgehalten ist. Sie sollten möglichst vielfältigste Sichten auf Forschung und Lehre in allen Instituten und Fächern dokumentieren. Der Wettbewerb rückt aber auch das Thema Architektur in den Mittelpunkt.

Alle Studierenden, Mitarbeiter und gemeinsam Berufenen sind herzlich eingeladen, sich am Wettbewerb um die besten Bilder zu beteiligen. Geplant ist für 2011 eine entsprechende Ausstellung mit den Aufnahmen. Darüber hinaus ist vorgesehen, sie zu Zwecken der Öffentlichkeitsarbeit zu verwenden.

Bis zum **31. März 2011** können maximal fünf Fotos pro Teilnehmer beim Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit eingereicht werden, egal ob digital oder in Papierform.

Als Preise winken ein Gutschein für Fototechnik, ein Tag in Begleitung eines Fotoreporters der „Potsdamer Neueste(n) Nachrichten“, verbunden mit der Möglichkeit der Veröffentlichung eines Fotos in dieser Tageszeitung, sowie ein hochwertiger Fotoband. Über die Preisvergabe entscheidet eine fünfköpfige Jury. Ihr gehören neben dem Vizepräsidenten für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs, Prof. Dr. Bernd Walz, die Potsdamer Fotokünstlerin Monika Schulz-Fieguth, die Universitätsfotografin Karla Fritze, der freie Fotograf Andreas Klaer und die Universitätssprecherin Birgit Mangelsdorf an. *Red.*

Alle Infos dazu unter:

www.uni-potsdam.de/fotowettbewerb

Das Gültige im Moment

Fotowettbewerb zum 20-jährigen Bestehen der Universität: Jurymitglied Monika Schulz-Fieguth sucht in ihren Fotografien nach dem, was bleibt



Monika Schulz-Fieguth

Foto: Alfons Friese

Wintergräser im Schnee, alte Schriften auf vergilbtem Papier, die tiefen Furchen in einem Gesicht – es sind die Hinterlassenschaften, die die Fotografin aufmerken lassen. Dinge und Menschen mit Geschichte. Monika Schulz-Fieguth sucht nach dem, was bleibt. Ein nie völlig aufzudeckendes Geheimnis, an dem sie die Betrachter ihrer Bilder teilhaben lässt, so wie derzeit in der Ausstellung „Licht einer stillen Welt“ in der Potsdamer Galerie KunstKontor. Im kommenden Frühjahr wird die Fotografin als Jurymitglied die Beiträge zum Fotowettbewerb der Universität begutachten.

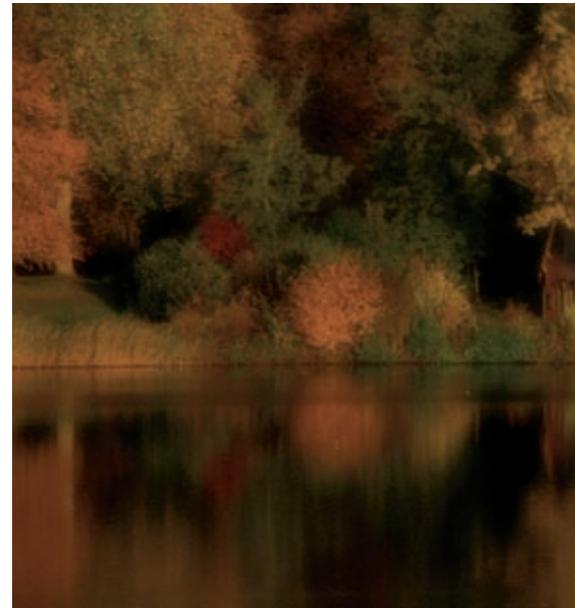
VON ANTJE HORN-CONRAD

Das „Licht einer stillen Welt“ hat Monika Schulz-Fieguth im Kloster Heiligenkreuz bei Wien gefunden. Warm fällt es durchs Fenster des Dormitoriums, wirft Schatten in den Kreuzgang. Als Kerzenschein umhüllt es die Mönche im stillen Gebet. Dort aber, wo es künstlich erzeugt wird, in der Bibliothek, bringt es die Seiten jahrhundertalter Bücher zum Leuchten (siehe Titelfoto).

Mehrere Wochen weilte die Fotografin in zweieinhalb Jahren im Kloster, lebte als leise Beob-

achterin den Alltag mit. Auch ohne Kamera. „Ich muss die Besonderheit eines Ortes spüren, die Menschen kennen lernen, ihr Vertrauen, auch ihre Neugier wecken“, beschreibt Monika Schulz-Fieguth den Prozess ihrer Annäherung. Nur so entdeckt sie jene fotografischen Momente, denen etwas Gültiges, manchmal sogar Ewiges innewohnt. Ihre Bilder vom „Licht einer stillen Welt“ und eine Reihe berührender Porträts der im Kloster Heiligenkreuz lebenden Mönche sind bis Dezember in der Potsdamer Galerie KunstKontor zu sehen, seit kurzem aber auch als Buch erhältlich. Dessen feinweißes, mattes Papier verleiht den Sepiatönen der Klosteratmosphäre zusätzliche Sanftheit.

Es ist diese fast greifbare Ruhe, die Monika Schulz-Fieguth der permanent überfluteten Reizschwelle unserer Wahrnehmung entgegenhält. Räume öffnen sich in die Tiefe, Landschaften ins Weite. Und in den Gesichtern der von ihr porträtierten Menschen verfangen sich die Gedanken. Weil die Fotografin alles Unwichtige im Dunkeln lässt, kann das Wesentliche ans Licht treten, etwa im Gesicht des Potsdamer Physikers Hans-Jürgen Treder. Steil aufsteigende Falten über der Nasenwurzel, ein konzentrierter, nach innen und zugleich in die Ferne



Herbststimmung am Heiligen See



Der Potsdamer Physiker Hans-Jürgen Treder

Foto: Schulz-Fieguth

gerichteter Blick, die aufrechte Haltung, der gestreckte Hals – zwischen dem Wissenschaftler und der Fotografin scheint eine stille Übereinkunft geherrscht zu haben. „Es ist ein Geben und Nehmen“, sagt Monika Schulz-Fieguth über den wortlosen Austausch mit jenen, die sie fotografiert. „Wenn man diesen Zustand nicht erreicht, bleibt man draußen. Dann hat es keinen Sinn.“

Zu kreativen Menschen wie Treder einen Zugang zu finden, fällt ihr nicht schwer. Forscher, meint sie, seien den Künstlern ganz ähnlich in ihrer Fähigkeit, sich auf einen winzigen

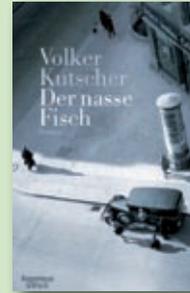
Teil der Wirklichkeit zu konzentrieren und währenddessen alles Störende auszublenden. Wissenschaft und Kunst könnten auf diese Weise wunderbare Symbiosen eingehen.

Wohl deshalb auch interessiert es Monika Schulz-Fieguth, im Fotowettbewerb der Universität die Sichten von Menschen zu sehen, die sich täglich in diesem geistigen Umfeld bewegen. Als Jurorin erwartet sie keine technische Perfektion. Vielmehr will sie den eigenen Blickwinkel der „Fotografen“ erkennen. „Dazu braucht man keine besondere Kamera. Auch mit dem Handy lassen sich Dinge festhalten, die so noch kein anderer wahrgenommen hat“, ermutigt sie vor allem die Studierenden, sich am Wettbewerb zu beteiligen.

Für sie selbst ist die Technik nur Mittel zum Zweck. Eigentlich störe sie die Kamera sogar, „aber ich habe keine andere Möglichkeit, das auszudrücken, was ich sehe“, sagt die Fotografin, die das Handwerk gelernt hat und an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst ihr Diplom erhielt. Spätestens hier, durch den Einfluss ihres Mentors Arno Rink, wurden die Grenzen zur Malerei fließend. Ihre auf Künstlerpapier gedruckten Bilder vom Heiligen See oder auch die expressiven, technisch verfremdeten Aufnahmen aus einer andalusischen Stierkampfarena lassen die Übergänge verschwimmen. Für die Fotografin ein notwendiges Instrument. Sich vom Naturalistischen zu trennen, helfe ihr, eben jene Metaphern zu finden, die dem Betrachter den nötigen Freiraum für das Eigene geben.

Foto: Schulz-Fieguth

Buchtipps



Uni-Angehörige empfehlen an dieser Stelle Bücher, die sie in jüngster Vergangenheit besonders beeindruckt haben. Die Reihe setzt diesmal Marianne Mruczek aus dem Archiv fort.

Ich bin Archivarin, da erwartet man sicherlich eher, dass ich mich für die großen Klassiker

begeistere. Ich habe aber nicht nur eine Vorliebe für das Alte, sondern bin auch sehr neugierig und liebe Überraschendes. Deshalb mein Bekenntnis: Ich bin Krimi-Fan. Zu meinen Favoriten gehört noch immer die englische Kriminalautorin Agatha Christie. Ihre legendäre Miß Marple ist unübertroffen.

Vorstellen möchte ich an dieser Stelle aber den Roman von Volker Kutscher „Der nasse Fisch“. Das Buch gehört zu einer Krimi-Reihe, in der bereits zwei andere Romane erschienen sind. Hier ermittelt Kommissar Gereon Rath. Der neue Fall führt ihn nach Berlin und Babelsberg, also in unsere unmittelbare Umgebung, allerdings im Jahr 1929. Der kürzlich nach Berlin gekommene, charakterstarke Kommissar Rath gehört eigentlich zur Sitte und schaltet sich ungefragt und ohne Auftrag in die Ermittlungen der Mord-Kommission ein. Dabei sticht er in das berühmte Wespennest. Ein Toter ohne Identität, der Spuren grausamer Folterungen trägt, gibt so manches Rätsel auf. Rath taucht ein in eine Metropole im Rausch, in ein Berlin voller Spannungen und Widersprüche. Er entdeckt bei seinen Untersuchungen die Verbindung zu einem Kreis oppositioneller Exil-Russen, die mit geschmuggeltem Gold Waffen kaufen wollen, um einen Putsch zu organisieren. Es sind jede Menge Leute hinter dem Schmuggler-Gold her. Paramilitärs und organisierte Verbrecher kreuzen den Weg des neugierigen Ermittlers. Er verstrickt sich immer tiefer in den Fall und gerät durch die Verkettung unglücklicher Umstände selbst in den Kreis der Verdächtigen. Zu allem Überflus verliebt sich Gereon auch noch in Charly, die Stenotypistin der Mordkommission. Von ihr erfährt er wichtige Details der laufenden Ermittlungen. Die Dinge werden immer komplizierter.

Zum positiven Gesamteindruck des Buches trägt bei, dass Rath als Einzelkämpfer und unkonventioneller Ermittler so gar nicht dem üblichen Muster eines Kriminalisten entspricht. Volker Kutscher ist es hervorragend gelungen, einen spannenden Fall aufzuschreiben. Er hat auch die Atmosphäre und den Geist der wilden Berliner Jahre gut eingefangen. Übrigens: Ein „nasser Fisch“ kursiert in der Welt der Kommissare als Synonym für einen nicht aufgeklärten Fall.

Volker Kutscher, Der nasse Fisch,
Kiepenheuer und Witsch Verlag, Köln 2007

Ein Platz zum Wohlfühlen

Die Architektin Andrea Marquardt über das von ihr entworfene Wohnheim in Golm

Derzeit entsteht am Campus Golm ein neues Wohnheim des Studentenwerkes Potsdam. Zum Wintersemester 2011/2012 sollen dort 200 Studenten einziehen. Doch ein Wohnheim will auch gut geplant sein. Schließlich muss es am Ende den verschiedensten studentischen Bedürfnissen gerecht werden. Architektin Andrea Marquardt ist sich sicher, dass dies gelingt. Juliane Voigt sprach mit ihr.

Frau Marquardt, wie kommt man dazu, ein Wohnheim zu gestalten?

Das Büro P & B Projektplanung und Baumanagement GmbH in Teltow, in dem ich angestellt bin, hat den Auftrag zur Planung und zur Realisierung eines Studentenwohnheimes vom Studentenwerk erhalten. Mir wurde dieses spannende Projekt gleich Anfang 2009 übertragen, so dass ich die Grundlagenermittlung und den Entwurf erledigen durfte. Seit Ende 2009 sind wir nun in die Ausführungsphase übergegangen und ich bin mit der Bauleitung beschäftigt.

Haben Sie Erfahrungen mit dem Bau von Wohnheimen?

Die eigentlichen Erfahrungen hat das Studentenwerk. Noch vor der Entwurfsphase haben wir uns zusammen mit Roland Heinke, dem Leiter der Abteilung Bau des Studentenwerks,

die vorhandenen Wohnanlagen in Potsdam angeschaut. Dabei wurden uns die Vor- und Nachteile jeder einzelnen Anlage erläutert, so dass wir diese Erfahrungen in unseren Entwurf einfließen lassen konnten.

Und wie ging es dann weiter?

Ein Entwurf beginnt immer mit einer groben Skizze und der Ermittlung der notwendigen Abstandsflächen und Vorgaben aus dem Bebauungsplan, also den äußeren Zwängen, die sich aus der Form und Lage des Grundstückes ergeben. In diesem Fall war von Anfang an klar, dass sich die Tiefe des Gebäudes aus der Tiefe von zwei einzelnen Appartements und einer Flurtiefe ergeben würde. Also eine eher langgestreckte Gebäudeform. Als ein Student unseren Grundriss sah und ihn spontan „Knochen“ taufte, hatte das Haus dann auch gleich seinen Spitznamen.

Was war bei der Planung des „Knochens“ zu beachten?

Zum einen die ökologische Ausrichtung des Gebäudes. Wir planten von Beginn an eine Photovoltaikanlage auf dem Dach und eine Grauwasseranlage ein. Das Raumprogramm sieht hauptsächlich Einzimmer-Appartements vor. Das ist die beliebteste Wohnvariante bei den Studierenden, WGs sind mittlerweile weni-

ger gefragt. Grund dafür sind wohl die Studienbedingungen. Die Studierenden müssen durch die Einführung von Bachelor und Master und die Verschulung des Universitätsstudiums konzentriert arbeiten können. Außerdem war es wichtig, dass die Flure sich an den Enden erweitern. Hier sollen sich Treffpunkte für die Studierenden ergeben. Natürlich sind diese Räume mit einem Fernsehanschluss versehen. So können zum Beispiel bei der nächsten Fußball WM die Spiele gemeinsam angeschaut werden. Da ist das Gebäude ja schon bezogen.

Und wie lange dauerte es vom ersten Entwurf bis zur Fertigstellung?

Wir haben Anfang 2009 mit den ersten Entwürfen begonnen und drei Monate später den Bauantrag eingereicht. Die Fertigstellung soll Anfang 2011 sein. Dies ist ein erfahrungsgemäß zügiger Bauablauf. Die Mittel stammen aus dem Konjunkturpaket II. Das heißt, alle Aufträge müssen bis Ende 2010 vergeben sein.

Welchen Herausforderungen stellten Sie sich bei der Planung konkret?

Für mich war die zentrale Herausforderung die, den Ansprüchen der Studierenden gerecht zu werden. Sie wohnen immerhin ein bis vier Jahre in ihrem Appartement, wollen es so individuell wie möglich einrichten. Priorität hatte deshalb der Entwurf eines möglichst großen Raumes, welcher von den Studierenden ganz flexibel gestaltet werden kann. In der Wohnung selbst musste genügend Platz sein für einen ruhigen und hellen Arbeitsplatz, eine kleine Küchenzeile und ein kleines Bad.

Was wird die Studierenden nun erwarten?

Zunächst ist das Besondere am Wohnheim die Lage. Mitten im Grünen, angebunden an Bahn und Bus und gleich um die Ecke die Universität. Das Haus bietet 160 Einraum- und 20 Zweiraumwohnungen. Im Erdgeschoss stehen Veranstaltungsräume zur Verfügung. Die große Grünanlage auf dem Grundstück, die gemäß B-Plan jedoch nicht vollständig bebaut werden darf, bietet Platz für Sport, Spiel, gemütliche Zusammenkünfte. Zum Beispiel wird es ein Volleyballfeld geben, einen Grillplatz und mehrere schattige Plätze, auf die man sich bei großer Sommerhitze zurückziehen kann.



Überblick in Golm: Architektin Andrea Marquardt im Gespräch mit Polier Frank Gustavus.

Foto: P&B GmbH



Nur schwer zu überwinden: das Kopfsteinpflaster auf dem Campus Am Neuen Palais.

Tückische Alltagshürden

Eine studentische Projektgruppe hat Gebäude und Wege an der Hochschule mit dem Blick Behinderter betrachtet

Ist ein Studium für Menschen mit Behinderung an der Universität Potsdam möglich? Mit welchen Einschränkungen im öffentlichen Verkehrsraum sowie in den Gebäuden der Universität müssen Studierende rechnen? Diese Fragen behandelten Lehramtsstudierende der Fachrichtung Arbeitslehre an der Universität Potsdam im Rahmen des Projekts „Barrierefreiheit“. In einer Dokumentation hielten sie ihre Rechercheergebnisse fest.

Unter der Leitung des Potsdamer Arbeitslehre-Professors Dieter Mette und seiner Fachkollegin Professorin Irene Krebs von der TU Cottbus hatten sich zuvor nichtbehinderte und behinderte Kommilitonen an der Hochschule umgeschaut. Gemeinsam inspizierten sie Vorlesungssäle, Seminarräume, Toiletten, Verbindungswege, Mensen und Cafeterien an den Uni-Komplexen Golm und Neues Palais. Nachdem die Orte genauestens hinsichtlich ihrer Zugänglichkeit und Benutzbarkeit für Behinderte geprüft waren, entwickelte die Gruppe ein Ampelsystem, um die einzelnen Gebäude zu klassifizie-

ren und zu kennzeichnen. Die Grundlage hierfür bildeten geltende Gesetze, Bauvorschriften und DIN-Normen.

Ende Juni erfolgte die Präsentation der Untersuchungsergebnisse. Bei dieser Gelegenheit erhielt auch Dr. Irma Bürger, Behindertenbeauftragte der Studierenden an der Uni, die entstandene Dokumentation. Der darin enthaltene Überblick zur Gebäudesituation soll ihr nun helfen, interessierte Studierende entsprechend zu beraten.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1990 bemüht sich die Universität Potsdam, den besonderen Bedürfnissen von behinderten Studierenden und Mitarbeitern gerecht zu werden. Hier ist sie heute vielen ähnlichen Einrichtungen weit voraus. Vor allem die neu entstandenen Gebäude in Golm, aber auch die historischen Bauten am Neuen Palais wurden behindertengerecht ausgestattet. So gibt es beispielsweise Behinderten-WCs, Treppenlifte, Flure, Gänge und Fahrstühle in ausreichender Breite, hinderliche Schwellen fehlen meist. Allerdings existieren auch noch genügend

Gebäude und Wege, die nicht oder nur bedingt auf die Bedürfnisse behinderter Hochschulangehöriger zugeschnitten sind. Zu denken ist dabei an schmale, holprige Wege, Treppenkonstruktionen ohne entsprechende Rampen und Türen ohne Automatik.

Nicht nur Irma Bürgers Wunsch ist es deshalb, dass das Thema „Barrierefreiheit“ weiter im Rahmen des Projektstudiums am Institut für Arbeitslehre/Technik eine Rolle spielt. „Wir bleiben dran“, versprach bereits Dieter Mette. „Unser Ziel ist es, die Situation auch künftig im Auge zu behalten und die Projektarbeiten zu unterschiedlichen Fragestellungen auf alle Uni-Standorte, also auch Griebnitzsee, auszudehnen.“

Denkbar sind eine Erfassung der baulichen Grundlagen für den Komplex Babelsberg, die Ausarbeitung eines Leitsystems innerhalb der Universitätskomplexe oder das Bereitstellen entsprechender Haus- und Wegeanalysen auf der Homepage. Ideen, deren Umsetzung in einem weiteren Projektstudium sicher lohnt!

*Steffen Siegmund,
Projektgruppe Lehramt Arbeitslehre*

Wo Afrika auf Europa prallt

Geostudenten erlebten Vorlesungen der besonderen Art

Es ist 6.35 Uhr. Die Atmosphäre ist entspannt an diesem Frühlingmorgen, trotz der Verspätung, die jeder geduldig auf seine Weise erträgt. Es war eine kurze Nacht. Um uns herum wird es unruhig; Aufbruchsstimmung: Flug EZY4571 nach Neapel ist zum Abflug bereit. Wir begeben uns auf eine einwöchige Exkursion, die spannend zu werden verspricht.

Unsere 17-köpfige Gruppe von Studenten und Dozenten der Geowissenschaften an der Universität Potsdam bricht an diesem Tag des vergangenen Semesters auf, geologische Prozesse auf der südlichen Apenninenhalbinsel zu untersuchen. Die Region ist für Vulkanismus und Erdbeben bekannt. Verursacht werden diese Phänomene durch die Plattentektonik, welche für die Entstehung der Alpen ebenso verantwortlich ist wie für großräumige Grabensysteme. Exkursionen sind für das Verständnis geologischer Prozesse in Raum und Zeit unabdingbar. Schließlich ist es unmöglich, diese Komplexität allein durch Lehrbücher zu erfassen.

Es begleiten uns Geowissenschaftler der Universität Potenza auf dieser Geländeübung, welche uns von Neapel über Kalabrien bis Sizilien führt.

Gemeinsam mit elf Studenten und Dozenten des „Dipartimento di Scienze Geologiche“ erkunden wir geologische Zeugnisse von Vulkaneruptionen rund um den vor 150.000 Jahren erloschenen Monte Vulture, nachdem wir zunächst in Neapel die historische Stätte Herculaneum besucht haben. Eine Stadt, die bei dem Ausbruch des Vesuvs im Jahr 79 vollständig unter Asche begraben wurde. Im weiteren Verlauf der Reise geben uns Gesteinsaufschlüsse Informationen über die Abfolge von geologischen Ereignissen. Wichtige Utensilien hierfür sind Hammer, Kompass und Lupe. Die Gesteine und ihre Minerale lassen Rückschlüsse auf die chemische Zusammensetzung und die Herkunft des Magmas in der Tiefe zu. Seltene, nur bei hohen Drücken entstehende Minerale signalisieren, dass enorme plattentektonische Kräfte in der Gegend am Werk waren. Bei der Kollision von Platten kann es zur Subduktion kommen. Dabei tauchen einzelne Platten untereinander in tiefere Bereiche des Erdmantels ab. Ein auch in der Apenninenregion auftretendes Phänomen. Hier kommt es zum einen zu einer Kontinentkollision zwischen der Eurasischen und Afrikanischen Großplatte in Nord-Süd Richtung und zum anderen zu komplizierten

Subduktionsprozessen mehrerer Mikroplatten. Dadurch werden Spannungen in der Erdkruste aufgebaut, welche bei ruckartiger Entlastung zu Erdbeben führen.

Die Route führt uns weiter nach Süden. In Kalabrien haben wir durch die lokale tektonische Verkippung der Gesteinsabfolge die spektakuläre Möglichkeit, einen etwa 30 Kilometer tiefen Einblick in die fossile Erdkruste zu erhalten – so tief reicht bis heute keine Bohrung.

Die Überfahrt nach Messina (Sizilien) auf der Fähre gestaltet sich als entspannende Abwechslung zu langen Fahrten im Auto. Die historisch belegte, mehrfache Zerstörung Messinas durch schwerwiegende Erdbeben und Tsunamis ist auf ein komplexes System von Störungen, welche in der Region hunderte Kilometer tief reichen, zurückzuführen.

Mit der Ankunft im historischen Catania erreichen wir die letzte Station unserer Reise. Die Hafenstadt am Fuße des Ätna beeindruckt durch ihre multikulturelle Vielfalt an der Schwelle zu Europa. 3323 Meter über der Stadt thront der aktivste Vulkan des Kontinents – für uns eine einmalige Gelegenheit, Merkmale vulkanischer Prozesse exemplarisch zu studieren.

Die Geländeübung war ein Kooperationsprojekt der Universität Potsdam mit der italienischen Erasmus-Partneruniversität Potenza. Der Deutsche Akademische Austauschdienst und die Universität übernahmen einen Großteil der Kosten.

Grazie ed Arrivederci Italia!

Felix Eckelmann, Student



Freier Himmel statt Hörsaal: So manches Phänomen wurde gleich vor Ort diskutiert.

Foto: zg.

Online zum Praktikum

Wer im Bereich der auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik ein Praktikum sucht, sollte in den elektronischen „Praktikumsführer“ des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) schauen. Hier gibt es eine Übersicht über eine Vielzahl von einschlägigen Institutionen im In- und Ausland, die jeweiligen Bewerbungsvoraussetzungen, Inhalte der Praktika und Namen der Ansprechpartner.

Im ifa selbst können ebenfalls Praktika absolviert werden. Mögliche Themenfelder sind Zivilgesellschaft, Kunstvermittlung, interkultureller Dialog und Kulturaustausch. **Red.**

Das Onlineangebot können Interessenten unter www.ifa.de/praktikumsfuehrer finden.

„Studieren in Fernost“

Die Universität wird sich auch für die zweite Runde des Wettbewerbs „Studieren in Fernost“ bewerben. Das von der Bundesregierung initiierte Programm soll Abiturienten aus den alten Bundesländern zu einem Studium in den neuen Bundesländern ermutigen und will mit den hiesigen Standortvorteilen werben. Die Hochschulen zwischen Rostock und Chemnitz sind aufgerufen, ein nachhaltiges Marketingkonzept zu entwickeln, das Studierwillige nicht nur anlockt, sondern auch durch das Studium begleitet. Den drei Erstplatzierten des Wettbewerbs winkt ein Preisgeld von 100.000 Euro. Mit dem Geld können die Gewinner ihr Marketingkonzept in den Jahren 2011 und 2012 umsetzen. *Red.*

Auf interdisziplinärem Kurs

Die Uni Potsdam hat mit dem „Integrationsmodell zur interdisziplinären Zusammenarbeit in Lehre, Forschung und Wissenstransfer“, kurz IndiZ, das Finale des Programms „Wandel gestalten“ erreicht. Das Förderprogramm der Heinz Nixdorf Stiftung und des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft zielt darauf ab, die Autonomie und Eigenverantwortung der Hochschulen zu stärken. Die Universität wird am 8. Dezember 2010, neben neun anderen Hochschulen, ihr Projekt in einer öffentlichen Jurysitzung präsentieren. Nach der Entscheidung im Finale sollen vier Hochschulen über zwei Jahre mit jeweils bis zu 400.000 Euro gefördert werden. Die Bewilligung eines Teils der Mittel ist an erfolgreiche Umsetzungsschritte geknüpft.

Das von der Universität eingereichte Integrationsmodell sieht vor, eine Arbeitsgruppe Interdisziplinarität, die AG IndiZ, zu etablieren. Sie soll ein Forum für alle Hochschulangehörigen werden, sich an Neuerungsprozessen der Universität zu beteiligen. Die Basis dafür bilden bereits bestehende Einrichtungen wie das Potsdam Research Network „pearls“ und die Potsdam Graduate School, die schon in der Vergangenheit den interdisziplinären Diskurs vorangetrieben haben. Vorgesehen ist, die Ergebnisse und Vorschläge der Arbeitsgruppe später in die strategische Planung der Universität einfließen zu lassen und sie so in Strukturen der Alma mater zu verankern.

Insgesamt 23 Fachhochschulen und 21 Universitäten haben sich am Wettbewerb „Wandel gestalten“ beteiligt. *Red.*

Weitere Infos:

www.stifterverband.de/wandel-gestalten

Sich erklären

Verdienen Studierende nebenbei, müssen sie auch Steuern zahlen



Sparmöglichkeiten gibt es viele: Auch die Steuererklärung bietet die Chance, Geld zu sparen. Foto: Gerd Altmann/PIXELIO

Wozu eine Steuerklärung anfertigen? So mancher Studi zweifelt am Sinn der Sache. Doch es lohnt sich auf jeden Fall. Vorausgesetzt natürlich, es wird neben dem Studium gejobbt, nicht schlecht verdient und eine Lohnsteuer abgeführt. Für manche Akademiker in spe trifft das zu.

Damit unterm Strich etwas herauskommt, sollten einige Tipps beachtet werden. Steuern sind erst zu zahlen, wenn im Jahr mehr als 8004 Euro Verdienst anfällt. Da die Mitarbeiter im Finanzamt noch den Werbungskostenpauschbetrag in Höhe von 920 Euro hinzurechnen, liegt die eigentlich magische Grenze sogar erst im Bereich von 9.000 Euro.

Dann aber gilt es aufzupassen. Während es noch vor gar nicht allzu langer Zeit möglich war, Aufwendungen für das Studium im Vorweg als Werbungskosten absetzen zu können, ist das nun vorbei. Zumindest für alle, die sich im Erststudium befinden. „Prinzipiell wäre das sicher eine gute Idee, aber der Gesetzgeber hat einen Riegel vorgeschoben“, bestätigt Thomas Leibohm aus der Juristischen Fakultät. „Er ist nicht daran interessiert, dass Studierende reihenweise Verluste ansammeln und so in den ersten Berufsjahren keine Steuern zahlen.“ Doch keine Regel ohne Ausnahme. Nicht alles ist ein Erststudium. Findet die Ausbildung im Rahmen eines Dienstverhältnisses statt, kön-

nen die Kosten abgesetzt werden. Übrigens auch in einem anderen Falle: Dann, wenn dem Studium eine Berufsausbildung voranging. Für diejenigen, die sich in einem Master-, Promotions- oder postgradualen Studiengang befinden, liegen die Karten sowieso günstiger. Sie können die „negativen Einkünfte“ aufheben lassen und zu einem späteren Zeitpunkt zum Abzug bringen.

Bei den Sonderausgaben allerdings gibt es das Vortragen generell nicht. In jeder Studienphase besteht die Chance, bis zu 4000 Euro abzuziehen. Ist der Betrag nicht voll ausgeschöpft, verfällt der Rest.

Interessant ist die Lage vielleicht noch bei Stipendiaten. Ihre Stipendien sind grundsätzlich steuerfrei und unterliegen auch keinem Progressionsvorbehalt, sie erhöhen also nicht etwa den Steuersatz für die anderen Einkünfte. Es kann aber Ausnahmen geben, wenn eine Gegenleistung an die Gewährung des Stipendiums geknüpft ist. Dazu zählt zum Beispiel ein in Aussicht stehender Arbeitsvertrag.

Noch ein Tipp zum Schluss: Immer schön an das Kindergeld denken. Das ist nämlich pfutsch, sobald Studierende mehr als die zugelassenen 8004 Euro im Jahr verdienen. Wenn es schlimm kommt, müssen Mama und Papa die Summe für das gesamte Jahr zurückzahlen. Also genau prüfen, bevor es Ärger gibt! *pg*

Das Wurmloch im Haus 9

Geophysikalisches Phänomen auf Campus beobachtet

Kennen Sie eigentlich die Einstein-Rosen-Brücke? Mann, Kerl, werden die meisten von Ihnen jetzt gewiss ausrufen, da regt mich doch schon die Frage auf! Weiß doch jeder, dass die den Missouri von scharf links unterquert, wenn man dienstags, nach Einbruch der Dunkelheit, stolz aufrecht schreitend, seine Brille suchend und den aufdringlichen Alligator vom Bein pflückend aus dem Okavango-Delta tritt, um die Abkürzung nach Potsdam-West zu nehmen...

VON JURI RIST

Ist der Mann irre? Was faselt der da, werden Sie nun denken. Und recht täten Sie daran, denn der Mann IST irre. Was allerdings auch kein Wunder ist, will ich hier mal entschuldigend anmerken. Denn ich bin in den letzten Wochen und Monaten mindestens einmal pro Tag über die bereits erwähnte Einstein-Rosen-Brücke gegangen. Und da kann man gar nicht anders, als über kurz oder lang den Verstand verlieren, zumindest das Zeitgefühl. Und darauf kommt es ja an, wenn man sich durch ein Wurmloch begibt.

Was das nun wieder ist? Albert Einstein und Nathan Rosen mussten ihre ehrbaren Familiennamen für ein physikalisches Phänomen hergeben, von dessen Existenz eine erkleckliche Anzahl von Wissenschaftlern noch lange nicht restlos überzeugt ist: Löcher im Raum-Zeit-Gefüge, durch die man aberwitzige Entfernungen in relativ kurzer Zeit zurücklegen können soll, sofern man diesen Höllentrip überlebt.

Aber nun halten Sie sich fest: Diese Dinger gibt es wirklich! Eines befindet sich hier bei uns! Am Neuen Palais. In Haus 9. Im dortigen Erdgeschoss, kurz vor der anmutigen Kulisse der studentischen Taschenaufbewahrungseinrichtung, ragt es in luftiger Höhe aus der Wand. Einfach so. Unvermittelt. Schroff. Geheimnisvoll. Unbezwingbar.

Als Uhr getarnt hat sich dort ein Wurmloch bislang tapfer und erfolgreich gegen alle Versuche des Menschen gewehrt, es dem grausamen Diktat irdischer Physik zu unterwerfen. Unbeugsam und stolz spuckte das Wurmloch in den zurückliegenden Jahren immer wieder zwei ganz und gar unterschiedliche Zeitzonen



Das Wurmloch hatte wochenlang seine Tarnung eingeüßt.

in den Flur von Haus 9. Vollkommen egal, wie intensiv Menschen daran herumschraubten oder es mit geheimnisvollen Kabeln verbanden. Immer in der Annahme, sie fummelten an einer zwar störrischen, aber doch echten Uhr herum. Kam man zum Beispiel aus östlicher Richtung angetrampelt, atmete man erleichtert auf, weil es doch noch nicht so spät war, wie befürchtet, um dann aber bei einem leichtsinnigen westlichen Blick zurück feststellen zu müssen, dass man einen kompletten Tag verschlafen hatte. Dass man oder auch frau gerade über eine Einstein-Rosen-Brücke, also durch ein Wurmloch gelaufen war, fiel dabei den wenigsten auf.

In den vergangenen Wochen hatte das Wurmloch partiell und zeitweise seine Tarnung verloren, wahrscheinlich verursacht durch rüdes Abmontieren. Vielleicht hatte es sich auch einfach selbst gefressen. Wie auch immer: Seit ein paar Tagen ist es wieder da. Denn pünktlich zum Semesterbeginn begrüßte es Studierende und Lehrende wieder im Haus 9. Und natürlich mit wundervoll zufälligen Uhrzeiten.

Deutscher Studienpreis 2011

Die Körber-Stiftung hat erneut den Deutschen Studienpreis ausgeschrieben. Bewerben können sich Promovierte aller wissenschaftlichen Disziplinen, die im Jahr 2010 eine exzellente Dissertation abgeschlossen haben. Es werden drei Spitzenpreise zu je 30.000 Euro vergeben.

Einsendeschluss ist der 1. März 2011. *Red.*

Ausführliche Informationen und die vollständigen Teilnahmebedingungen unter www.studienpreis.de

„einheitspreis 2010“ für Sporthistoriker

Das Zentrum deutsche Sportgeschichte (ZdS) der Universität Potsdam hat den „einheitspreis 2010 –Bürgerpreis zur deutschen Einheit“ der Bundeszentrale für politische Bildung erhalten. Die Anerkennung wurde für die Wanderausstellung „Doppelpässe – wie die Deutschen die Mauer umspielten“ verliehen.

Die Exposition entstand in Kooperation mit der Professur für Zeitgeschichte des Sports 2006 anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft. Sie erzählt die Geschichte der deutschen Teilung anhand der Fußballbeziehungen zwischen Ost- und Westdeutschland von 1945 bis 1990. *Red.*

ASTa gewählt

Ende Oktober wählte nach wochenlangen Auseinandersetzungen das Studierendenparlament der Universität die Mitglieder des neuen Allgemeinen Studierendenausschusses (ASTa). Das Gremium amtiert für ein Studienjahr. Der studentischen Exekutive gehören zum Teil listenlose Referenten an, die meisten kommen aber von den Listen der Grün-Alternativen Liste (GAL) sowie der Juso Hochschulgruppe (Juso-HSG). Die Hauptreferate übernehmen Zozan Bilir (Ausländische Studierende&Antirassismus), Jacob Weißinger (Campuspolitik), Roy Kreuzer (Finanzen), Christoph Alms (Geschlechterpolitik), Svetlana Lammok (Kulturzentrum), Christian Gammel (Ökologie&Nachhaltigkeit), Kai Gondlach (Presse- und Öffentlichkeitsarbeit), Malte Jacobs (Sozialpolitik) und Jonathan Metz (Verkehr). Die vier Koferate besetzen Fabian Twerdy (Ökologie&Nachhaltigkeit), Pierre Vicky Sonkeng Tegouffo (Ausländische Studierende&Antirassismus), Maria Carlota Mayolo Montano (Sozialpolitik) und Tilmann Albrecht (Verkehr). *Red.*

Rufe

Einen Ruf nach Potsdam haben erhalten:

Dr. Martin Roth, Albert-Einstein-Institut Potsdam, auf die W₂-Professur „Astronomische Instrumentierung und Astrophotonik“ im Institut für Physik und Astronomie der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät als gemeinsame Berufung der Universität Potsdam und des Astrophysikalischen Instituts Potsdam.

Prof. Dr. Annette Scheunpflug, Universität Erlangen-Nürnberg, auf die W₃-Professur „Allgemeine Erziehungswissenschaft“ im Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften der Humanwissenschaftlichen Fakultät.

Dr. Miriam Vock, Humboldt-Universität zu Berlin, auf die W₂-Professur „Empirische Unterrichts- und Interventionsforschung“ im Profildbereich Bildungswissenschaften der Humanwissenschaftlichen Fakultät.

Dr. Host J. Simon, King's College London, auf die W₃-Professur „Geschichte und Variation der deutschen Sprache“ im Institut für Germanistik der Philosophischen Fakultät.

Dr. Anne Neumann, DIW Berlin, auf die W₁-Professur „Wirtschaftspolitik“ in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

Dr. Anja Schwarz, Universität Konstanz, auf die W₁-Professur „Cultural Studies Großbritannien/Schwerpunkt Urban Britain“ im Institut für Anglistik/Amerikanistik der Philosophischen Fakultät.

Dr. Ulrike Lucke, Universität Rostock, auf die W₂-Professur „Komplexe Mediale Anwendungssysteme, Funktion des CIO“ im Institut für Informatik der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät.

Prof. Dr. Adamantios Gafos, New York University, auf die W₂-Professur „Allgemeine Sprach-

wissenschaft, Grammatiktheorie mit dem Schwerpunkt Phonologie“ im Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften der Humanwissenschaftlichen Fakultät.

Prof. Dr. Logi Gunnarsson, Universität Dortmund, auf die W₃-Professur „Ethik und Ästhetik“ im Institut für Philosophie der Philosophischen Fakultät.

Dr. Franziska Birke, Universität Freiburg, auf die W₁-Professur „Ökonomische Bildung“ in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

Prof. Dr. Sylvie Paycha, Universität Blaise Pascal, Clermont-Ferrand (Frankreich), auf die W₃-Professur „Analysis“ im Institut für Mathematik der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät.

PD Dr. Andreas Fink, Universität Graz, auf die W₂-Professur „Differentielle und Persönlichkeitspsychologie“ im Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften der Humanwissenschaftlichen Fakultät.

Prof. Dr. Marcus Hammann, Universität Münster, auf die W₂-Professur „Didaktik der Biologie“ im Institut für Biochemie und Biologie der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät.

Prof. Dr. Roland Netz, Technische Universität München, auf die W₃-Professur „Theoretische Physik“ im Institut für Physik und Astronomie der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät.

Prof. Dr. Magdalena Marszałek, Humboldt-Universität zu Berlin, auf die W₃-Professur „Slavische Literatur- und Kulturwissenschaft/Polonistik“ im Institut für Slavistik der Philosophischen Fakultät.

Albert-Maucher-Preis an Ulrike Herzschuh



Foto: privat

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat den Albert-Maucher-Preis an **Prof. Dr. Ulrike Herzschuh** verliehen. Die Auszeichnung erfolgte in Anerkennung ihrer herausragenden geowissenschaftlichen

Forschung. Ulrike Herzschuh ist Juniorprofessorin an der Universität Potsdam und Forschungsgruppenleiterin an der Forschungsstelle Potsdam des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung in der Helmholtz-Gemeinschaft (AWI). Der Preis ist mit 10.000 Euro dotiert.

Die Geowissenschaftlerin erforscht in verschiedenen Teilen Asiens das Klima der Vorzeit, unter anderem mithilfe dort gefundener pflanzlicher und tierischer Fossilien sowie Isotopenuntersuchungen. Herzschuh interessiert, was diese Ergebnisse über das globale Paläoklima aussagen. Besonderes Augenmerk schenkt sie dabei der Rolle des Permafrosts und dem Klima der Polargebiete.

Ottmar Ette in Academia Europaea



Im September ist **Prof. Dr. Ottmar Ette** aus dem Institut für Romanistik in die Academia Europaea aufgenommen worden. Bei der Einrichtung handelt es sich um eine

multidisziplinäre europäische Wissenschaftsakademie. Ihre Mitglieder sind führende Vertreter ihrer jeweiligen Disziplinen in Europa. Ette selbst wird künftig in der Section for Literary and Theatrical Studies arbeiten. Der Wissenschaftler wurde vor allem durch seine Forschungen zu Roland Barthes und Alexander von Humboldt sowie seine interdisziplinären und transdisziplinären Konzepte von „Literatur als Lebenswissen“ und „Literaturen in Bewegung“ bekannt. Gegenwärtig gehören der „Academia Europaea“ rund 2.000 Mitglieder aus 35 Ländern, darunter 38 Nobelpreisträger, an.

Graduierungen online

Informationen zu Promotionen und Habilitationen nur in der Online-Version von „Portal“:

www.uni-potsdam.de/portal/nov10/

Uni-Absolvent erhielt Physik-Studienpreis

Jonathan Donges, Absolvent der Universität Potsdam im Jahr 2009, hat den Physik-Studienpreis der Wilhelm und Else Heraeus-Stiftung erhalten. Die auslobende Physikalische Gesellschaft zu Berlin ehrte ihn damit für seine herausragenden Studienleistungen. Donges hat sein Physikstudium mit Auszeichnung abschließen können. Der Preis würdigt die zehn besten Physik-Diplomabsolventen eines Jahres in Berlin und Potsdam.

Seit Mai 2009 forscht der Nachwuchswissenschaftler nun am Potsdam-Institut für Kli-



Foto: privat

mafolgenforschung zu komplexen Netzwerken im Erdsystem. In der Arbeitsgruppe von Jürgen Kurths arbeitet er an neuartigen Analysemethoden, mit denen das physikalische Verständnis des Erdsystems verbessert und Klima- und Erdsystemmodelle optimiert werden sollen.

Neu ernannt



Gilles Blanchard wurde zum Professor für Mathematische Statistik am Institut für Mathematik ernannt. Vor acht Jahren kam er nach Deutschland.

Nach dem Studium der Mathematik an der École Normale Supérieure de Paris promovierte er 2001 mit einer Arbeit über die Mischung und Aggregation von Schätzern im Rahmen der Mustererkennung. Das Folgejahr verbrachte er an der Universität Paris-XI Orsay als Mitarbeiter des Centre National de la Recherche Scientifique. 2002 siedelte Blanchard nach Berlin zum Fraunhofer FIRST über und war 2003-2004 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung. 2007 verbrachte der Wissenschaftler ein halbes Jahr als Gastprofessor an der University of Chicago. Ab 2009 war der Mathematiker Mitarbeiter am Weierstrass Institut für Angewandte Stochastik in Berlin. Blanchards Forschungen bewegen sich an der Schnittstelle zwischen mathematischer Statistik und maschinellem Lernen. In seinen Arbeiten beschäftigt er sich mit der Entwicklung und Analyse statistischer Eigenschaften von Lernalgorithmen. Außerdem hat er sich auch im Feld der massiv-multipler Testverfahren profiliert.



Wilhelm Huisinga ist Inhaber der Professur für Mathematische Modellierung und Systembiologie am Institut für Mathematik. Er forschte zuvor am Hamilton-Institut in Irland.

Huisinga studierte Mathematik an der Freien Universität Berlin. Er promovierte 2001 in Berlin über die Theorie und Numerik zur Identifikation der Konformationsdynamik von Biomolekülen. Nach seiner Promotion leitete Huisinga die Nachwuchsgruppe Computational Physiology im renommierten DFG-Forschungszentrum MATHEON, Mathematics for key technologies. Neben Prozessen auf molekularer Ebene konzentrierte sich seine Forschung zunehmend auf zelluläre Prozesse. Mathematisch geht es um die Kopplung unterschiedlicher Modellierungsebenen (stochastisch und deterministisch), die zu

sogenannten hybriden Modellen führt. Durch Forschungsk Kooperationen mit Bayer Schering Pharma und Merck kam das Interesse an der Arzneimittelentwicklung hinzu. Zusammen mit der klinischen Pharmazie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg baute er 2008 das Doktorandenprogramm PharMetrX: Pharmacometrics & Computational Disease Modelling auf, das von sechs forschenden Pharmaunternehmen finanziell unterstützt wird. Von 2006 bis 2010 forschte Huisinga am Hamilton-Institut, dem mathematischen Forschungsinstitut der National University of Ireland Maynooth, bevor er den Ruf nach Potsdam annahm. An der Universität Potsdam will Wilhelm Huisinga sich insbesondere dem Brückenschlag zwischen der Mathematik und Biologie widmen.



Kai Maaz wurde zum Professor für Quantitative Methoden in den Bildungswissenschaften ernannt. Er wechselt vom MPI für Bildungsforschung Berlin nach Potsdam.

Nach einem Studium der Sozialpädagogik an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin studierte er Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 2002 arbeitete er am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin im Forschungsbereich Erziehungswissenschaft und Bildungssysteme. Die Promotion zum Thema soziale Disparitäten beim Hochschulzugang erfolgte 2006 an der Freien Universität Berlin. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter am MPIB war Kai Maaz von 2005 bis 2009 an verschiedenen großen Längsschnittsprojekten (BIJU, TOSCA, Übergang) beteiligt. Die Habilitation für das Fach Erziehungswissenschaft erfolgte 2008 an der Freien Universität Berlin. Seit 2009 war er Forschungsgruppenleiter am Berliner MPIB. Seine Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte liegen im Schnittbereich erziehungswissenschaftlicher und soziologischer Bildungsforschung. Soziale Ungleichheit und Bildungsentscheidungen, Übergänge im Bildungssystem, soziale Herkunft im Zusammenhang mit Bildungs- und Berufschancen und die Erfassung und Validierung von Angaben zum soziokulturellen Hintergrund liegen im Fokus seiner derzeitigen Forschungsinteressen.



Guido Nottbusch wurde zum Professor für Grundschuldidaktik Deutsch im Department Lehrerbildung an der Humanwissenschaftlichen Fakultät ernannt.

Sein Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der schriftlichen Sprachproduktion und -rezeption (oder einfach gesagt: dem Lesen und Schreiben). Um der Frage „Wie lernen Kinder Schreiben?“ genauer auf den Grund zu gehen, entwickelte er eine Methode, die es erlaubt, die Daten zum Verlauf des Schreibens (Schreibgeschwindigkeit, Pausen) mit sprachlichen Strukturen (Eigenschaften der Wörter und Sätze) in Beziehung zu setzen und so Rückschlüsse auf die beteiligten kognitiven Prozesse sowie deren Ablauf und Interaktion zu ziehen. Mit Hilfe dieser Methode ist eine detaillierte Lernstandserfassung der Rechtschreibkompetenz möglich, auf der eine angepasste Lernförderung aufbauen kann. Guido Nottbusch studierte die Fächer Deutsch und Sport für das Lehramt an der Universität Osnabrück. Von 1998 bis 2003 war er am DFG-Projekt: „Linguistische Einheiten, Hierarchien und Dynamik in der schriftlichen Sprachproduktion“ unter Leitung von Prof. Dr. Rüdiger Weingarten beteiligt, für den er im Anschluss bis 2009 als wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Bielefeld tätig war. Dort promovierte er 2006 zum Thema „Orthographische Aspekte der handschriftlichen Sprachproduktion von Kindern“. Von 2009 bis 2010 vertrat er eine Lehrprofessur für Sprachdidaktik an der Universität Paderborn.



Thorid Rabe wurde zur Juniorprofessorin für Didaktik der Physik ernannt. Sie hatte bereits im Sommersemester 2010 im Rahmen einer Vertretungsprofessur ihre Arbeit an der Uni aufgenommen.

Thorid Rabe hat das Lehramt an Gymnasien mit den Fächern Physik und Deutsch an der Universität Potsdam studiert. Mit einer Arbeit zu „Textgestaltung und Aufforderung zu Selbsterklärungen beim Physiklernen mit

Multimedia“ promovierte sie 2007 ebenfalls an der Universität Potsdam. Im Anschluss absolvierte Rabe den zweijährigen Vorbereitungsdienst im Land Brandenburg. Auslandserfahrungen sammelte sie im Rahmen eines einjährigen Aufenthalts in Israel und während einer achtmonatigen Arbeit als Assistenzlehrerin für Deutsch in Russland. Seit 2010 ist die Wissenschaftlerin Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft für Didaktik der Chemie und Physik (GDGP).

Anknüpfend an ihr Dissertationsprojekt wird sich Thorid Rabe in weiteren empirischen Studien mit der Rolle von Sprache und Sprechen beim Lernen von Physik auseinandersetzen. Außerdem plant sie ein Forschungsprojekt, das den Einflüssen von Praxiserfahrungen auf Wissen und Einstellungen zukünftiger Lehrkräfte nachgeht. Untersucht werden sollen neben Veränderungen des Professionswissens von Physiklehramtsstudierenden vor allem emotional-motivationale Aspekte. Thorid Rabe wird im Rahmen ihrer Lehrtätigkeit eine physikdidaktische Lernwerkstatt einrichten.



Götz Schulze wurde zum Professor für *Bürgerliches Recht, Internationales Privat- und Verfahrensrecht und Rechtsvergleichung* ernannt. Er kommt von der *Universität Lausanne*.

Er studierte Rechtswissenschaften und Philosophie in Würzburg, Lausanne und Heidelberg. Im Rahmen des Referendariats in Berlin und Waldshut-Tiengen absolvierte Schulze Verwaltungsstagen bei der EU-Kommission in Brüssel und bei der WHO in Genf. Als wissenschaftlicher Assistent war er in Lausanne und Heidelberg tätig, wo er mit einer Arbeit zum internationalen Unterhaltsrecht promovierte. Danach arbeitete Schulze als anwaltlicher Mitarbeiter am Bundesgerichtshof in Karlsruhe und anschließend als freier Anwalt. Nach Lehrtätigkeiten an den Universitäten Mannheim und Heidelberg habilitierte sich Schulze an der Ruprecht-Karls-Universität im Jahre 2007 mit einer zivilrechtlichen Abhandlung über die Rechtsfigur der Naturalobligation. Auf Vertretungsprofessuren in Heidelberg, Lausanne und Köln folgte 2008 seine Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität Lausanne.



Nadine Spörer wurde zur Professorin für *Psychologische Grundschulpädagogik an der Humanwissenschaftlichen Fakultät* ernannt. Ihre Ausbildung erhielt sie zunächst in *Potsdam*.

Sie studierte Psychologie an der Universität Potsdam und promovierte 2004 über Verfahren zur Erfassung selbstregulierten Lernens. Von 2004 bis 2010 forschte sie an der Justus-Liebig-Universität Gießen und verfasste eine Habilitationsschrift zum Thema „Selbstreguliertes Lernen und Förderung der Lesekompetenz“. Seit 2009 leitet die Wissenschaftlerin ein DFG-Projekt zur unterrichtsintegrierten Leseförderung.

Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der pädagogisch-psychologischen Trainingsforschung. Dabei konzentriert sich Spörer auf die Bedeutung von Lesestrategien und Selbstregulationsprozeduren für die Verbesserung des Leseverständnisses. An der Universität Potsdam sollen diese Arbeiten weitergeführt werden. Unter anderem will sie untersuchen, wie der Transfer empirischer Forschungsergebnisse in die schulische Praxis gefördert werden kann.



Christian Thorau wurde zum Professor für *Musikwissenschaft im Department Lehrerbildung* ernannt. Er kommt von der *Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt /M.*

Thorau hat Musik, Musikwissenschaft, Geschichte und Semiotik an der TU Berlin und an der Hochschule der Künste Berlin studiert. Im Jahr 2000 erfolgte die Promotion mit einer Arbeit zur Wagner-Rezeption. 2010 habilitierte sich der Forscher im Fach Historische Musikwissenschaft an der TU Berlin mit einer Schrift zum Verhältnis von Musik und Metapher. Dazwischen war er unter anderem Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung an den Universitäten Harvard und Stanford und Gastprofessor für Musikwissenschaft an der Universität der Künste Berlin. Hinzu kamen Lehraufträge an der TU und der FU Berlin in der Zeit von 2000-2006. Zu den wichtigen Stationen seiner beruflichen Karriere zählen

die Fellowships am National Humanities Center in den USA und am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften Wien 2008/2009 und die Professur an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Frankfurt/M., die Christian Thorau von 2004 bis 2010 innehatte. Forschungsschwerpunkte des Wissenschaftlers sind die Geschichte der bürgerlichen Musikkultur, die Musikästhetik und Musiksemiotik, die Theorie der musikalischen Analyse und die Geschichte des musikalischen Hörens. Mit einem Forschungsprojekt zur Wissenspopularisierung in der Musik will Christian Thorau an der Universität Potsdam Verbindungen zwischen musik- und bildungswissenschaftlichen Perspektiven stärken.



Pia-Maria Wippert ist neue Professorin für *Sport- und Gesundheitssoziologie im Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften*. Die Professur hat sie bereits seit April dieses Jahres vertreten.

Wippert schloss 1998 das Studium der Sportwissenschaften, Rehabilitation/Prävention an der TU München ab. Anschließend nahm sie an der Fernuniversität Hagen das Studium der sozialen Verhaltens-, Erziehungs- und Rechtswissenschaften sowie der Psychologie auf. Beide Abschlüsse erfolgten 2005. Inzwischen hatte sie 2002 im Fachgebiet Soziologie an der TU München promoviert, wo sie sich 2009 auch habilitierte. Während ihrer Karriere erhielt Wippert mehrmals Stipendien und Wissenschaftspreise. Außerdem war sie mehrere Jahre Gastwissenschaftlerin am Institut für Verhaltenswissenschaften der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich. Lehrtätigkeiten übernahm die Forscherin an den Universitäten München, Zürich und Potsdam, unter anderem zu sozialwissenschaftlichen Aspekten des Sports, der Internistik und Orthopädie. Dabei konzentrierte sie sich zunächst auf die Themen Stress und Schmerz. In der Forschung und Beratung hat sich die Wissenschaftlerin auf die Auswirkungen von sozialem Stress in (Hochleistungs-)Biographien sowie die Entwicklung und Evaluation von Interventionen im gesundheitswissenschaftlichen Bereich fokussiert.

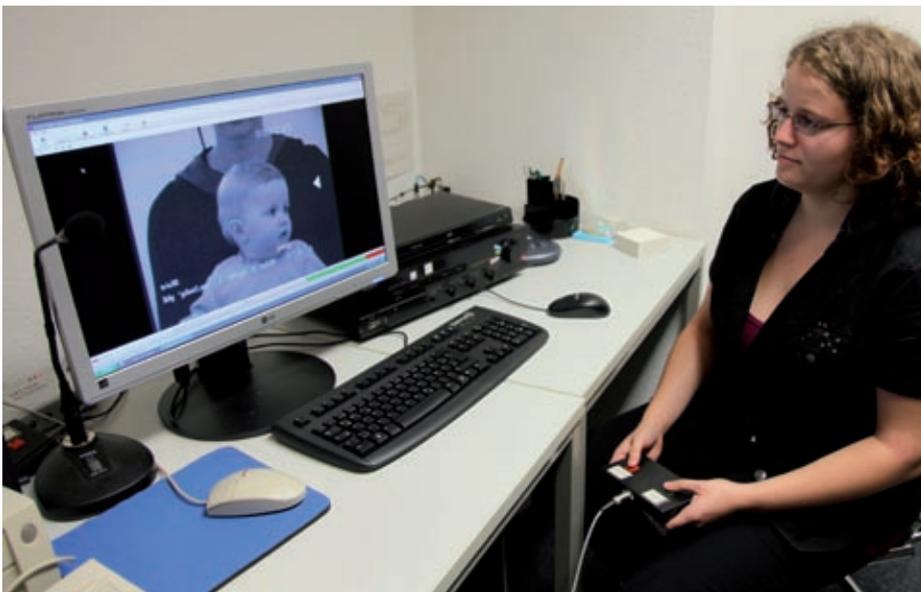
Geheimnisse des Geistes

Anfang Oktober tagte an der Universität Potsdam die Gesellschaft für Kognitionswissenschaft. Organisiert hatten die KogWis 2010 der an der Hochschule angesiedelte Exzellenzbereich Kognitionswissenschaft und das Institut für Germanistik. 300 Experten vertraten vor Ort jenes Fachgebiet, das sich mit menschlicher und künstlicher Intelligenz, mit der Erforschung des Denkens, Fühlens,

Sprechens und Handelns befasst. Unter ihnen waren Neurowissenschaftler, Psychologen, Sprachwissenschaftler, Philosophen, Anthropologen. Bereits wenige Tage vor dem Treffen hatten Journalisten innerhalb der vom Uni-Pressereferat etablierten Reihe „Wissenschaft vor Ort“ die Möglichkeit, einige der aktuellen Potsdamer kognitionswissenschaftlichen Projekte näher kennen zu lernen.

Klangkünstler im Forschungslabor

Potsdamer Wissenschaftlerin untersucht, wie Babys Sprache wahrnehmen



Im Steuerungsraum gleich neben dem Test-Labor: Studentin Anne Beyer beobachtet das Verhalten der kleinen Probandin und misst gleichzeitig ihre Reaktionen auf sprachliche Reize. Die Daten geben den Wissenschaftlern wichtige Hinweise darauf, wie der Prozess des Spracherwerbs verläuft.

Foto: Hannelore Gensel

VON PETRA GÖRLICH

Erst acht Monate alt, steht Anna-Helene bereits im Dienst der Wissenschaft. Ihre Mutter hat sie ins BabyLab der Universität Potsdam mitgebracht, um hier an einer Studie zur Sprachwahrnehmung bei Babys teilzunehmen. Ihre Aufgabe wird die Kleine später fast nebenbei erfüllen. In dem Forschungslabor widmet man sich unter anderem der Frage, wie Kinder ihre Muttersprache erwerben. Probanden vom Säuglings- bis ins Vorschulalter liefern dazu in einer Vielzahl von Studien wertvolle Erkenntnisse.

Sind die Kinder nicht älter als zwei Jahre, nutzt die Psycholinguistin und Spracherwerbsforscherin Prof. Dr. Barbara Höhle die so genannte Headturn-Präferenz

Technik. Eine Methode, in der spontane Reaktionen von Kindern auf die Präsentation von Sprache gemessen wird. Nun also auch die von Anna-Helene. Das Mädchen schaut nach vorn zur blinkenden grünen Lampe. Die kleine darüber montierte Kamera wird sie in den nächsten zehn Minuten beobachten. Jetzt blinkt eine rote Lampe an der Seite. Das findet das Baby offenbar spannend. Es wendet den Kopf in eben diese Richtung und schon ertönt es von dort „ba-ba-ba“. Nach etwa zwei Minuten kommt die Stimme genau von der anderen Seite, das kleine Mädchen dreht erneut den Kopf. Im benachbarten Steuerungsraum erfasst eine Mitarbeiterin genau, wie lange es sich jeweils nach links oder rechts orientiert. Denn das lässt Rückschlüsse auf die Aufmerksamkeit für das

Gehörte zu, wie Barbara Höhle erklärt. Interessant sind die Aufzeichnungen für ihr Team insbesondere deshalb, weil die jeweiligen Experimente verschiedene Bedingungen enthalten. Im konkreten Fall ändern sich Dauer und Lautstärke der Sequenzen. Letzteres erweckt den Eindruck einer Betonungsverschiebung auf die erste Silbe. Ob Anna-Helene dies wie erwartet durch ein Mehr an Ausdauer quittierte, bleibt noch abzuwarten. Es wäre aber ein Indiz dafür, dass sie ein wichtiges Merkmal ihrer Umgebungssprache, die Betonung auf der ersten Silbe der Wörter, bereits wahrnimmt. „Wir wollen wissen, wie früh sich Kinder auf Sprachmelodie und Betonungsmuster ihrer Muttersprache einstellen“, erklärt Höhle. Die Tests deuten darauf hin, dass sie dies schon in einem Alter von sechs Monaten können.

Der methodische Vorteil der Tests ist es, dass die Kinder keine Anweisungen erhalten und sie auch keine Aufgaben im eigentlichen Sinne bewältigen müssen. Dafür haben sich die Wissenschaftler bewusst entschieden. Sie wollen bei ihren Untersuchungen Fragen des Leistungsniveaus möglichst unberücksichtigt lassen. Denn die Linguistik geht davon aus, dass bestimmte Aspekte des Spracherwerbs unabhängig von kognitiven Fähigkeiten funktionieren.

Anna-Helene interessiert dies alles freilich an diesem Tage noch nicht. Nach getaner „Arbeit“ strahlt sie ihre Mutter an, als ob sie sagen wollte: Na, was machen wir jetzt?

Für die Studien zur geistigen und sprachlichen Entwicklung von Kindern suchen die Kognitionswissenschaftler jederzeit neue Probanden. Umfangreiche Elterninformationen gibt es im Internet unter: www.uni-potsdam.de/babylab.



Wohin rollt der Ball? Im BabyLab-Test zeigen Kleinstkinder, wie früh sie ihre Umwelt wahrnehmen.

Schlauer als gedacht

Mit moderner Methodik dem Denken von Babys auf der Spur

VON JULIANE VOIGT

Lange Zeit nahm man an, dass Babys nicht die Fähigkeit besitzen, zwischen belebten und unbelebten Dingen zu unterscheiden. Im Potsdamer BabyLab haben nun Wissenschaftler in Studien herausgefunden, dass Kinder im ersten Lebensjahr ihre Umwelt durchaus sehr bewusst wahrnehmen.

Prof. Dr. Birgit Elsner betreibt seit zweieinhalb Jahren Grundlagenforschung in Potsdam und leitet zusammen mit Prof. Dr. Barbara Höhle das BabyLab. Die Entwicklungspsychologin und ihr Team beschäftigen sich mit dem Verständnis von Babys für die Handlung anderer Personen. In einem ihrer Projekte ergründet Elsner über Blickzeitstudien, wie sich soziale Fähigkeiten im ersten Lebensjahr entwickeln. Durch den Vergleich mit anderen Altersgruppen will sie letztlich herausfinden, wo die kritischen Punkte, die so genannten „Meilensteine“, im ersten Lebensjahr sind. Jene „Punkte“ also, an denen bestimmte Fähigkeiten einsetzen.

Grund für die Forschung zur Entwicklung des Denkens im Säuglingsalter war, dass Wissenschaftler lange dachten, Babys seien „eh dumm“. Sie nahmen dies an, weil diese in ihren ersten Lebensmonaten bekanntlich noch nicht sprechen können. Die Annahme, dass in jener Zeit kein Denken stattfindet, stand jedoch im krassen Gegensatz zur Erfahrung der Eltern, die an ihren Kindern durchaus beobachteten, wie früh sie ihre Umwelt wahrnehmen. Unter anderem aufgrund

dieser Diskrepanz haben Wissenschaftler vor einigen Jahrzehnten angefangen, neue Methoden zu entwickeln, um zu erforschen, wie viel Babys tatsächlich verstehen.

Die Untersuchungen im Potsdamer BabyLab scheinen auf den ersten Blick sehr simpel. Kinder im Alter von neun Monaten bekommen einen Film gezeigt, in dem ein Ball eigenständig auf ein Objekt zurollt. Diese Filmszene wird so lange wiederholt, bis das Kind das Interesse am Präsentierten verliert. Dann wird die Szene verändert, um die Aufmerksamkeit des Kindes erneut zu wecken. Über die Erfassung der Blickzeit auf das Präsentierte mittels Computerprogramm schließen die Forscher darauf, welche Aspekte des Gesehenen besonders bedeutsam für die Kinder sind.

So hat man herausgefunden, dass Babys anhand von charakteristischen Bewegungsmerkmalen zwischen belebten und unbelebten Dingen unterscheiden können. Das ist eine wichtige Grundlage für das Verstehen anderer Personen und für soziales Verhalten. Bei den Untersuchungen hat sich herausgestellt, dass die Kleinen im Alter von neun Monaten einen Meilenstein in ihrer sozialen Entwicklung erreichen. Wissenschaftler sprechen von der so genannten „Neun-Monats-Revolution“. In diesem Alter können Kinder beispielsweise Zeigegesten interpretieren. Ein Hinweis darauf, dass sie ein neues Verständnis von ihrer sozialen Umwelt haben.

Weh und Ach

Ob Zahnarzt, Unfall oder eine klaffende Wunde – es gibt Bilder schmerzhafter Situationen, die allein schon beim Hinsehen weh tun. Oder aber ein starkes Mitgefühl auslösen. Warum ist das so, und welche Prozesse im Gehirn sind dafür verantwortlich? Olga Pollatos, Juniorprofessorin für Emotions- und Motivationspsychologie an der Universität Potsdam, geht dem menschlichen Empfinden und Verarbeiten von Schmerz auf den Grund.

In einer Untersuchung konfrontiert sie erwachsene Probanden mit einer Reihe mehr oder weniger „schmerzhafter“ Fotos und misst währenddessen die Hirnströme. Mittels der Elektroenzephalographie (EEG) können Schwankungen im Millivoltbereich aufzeichnet werden, die das Schmerzempfinden sichtbar machen. Aber auch eine erhöhte Herzfrequenz, schnellere Atmung und schwitzende Hände geben darüber Auskunft, wie stark die Person auf die Bilder reagiert.

Schmerz gilt als eine zentrale, universell negative Empfindung, die über spezifische Systeme ins Gehirn weitergeleitet und verarbeitet wird. Neuere Arbeiten konnten belegen, dass beim Mitfühlen der Schmerzen anderer Personen dieselben Gehirnareale aktiv sind wie bei eigenen schmerzhaften Erlebnissen. Dabei ist die Fähigkeit, die eigenen Gefühle akkurat wahrzunehmen, ein wichtiges Merkmal, das Menschen in ihrer Empathiefähigkeit unterscheidet. „Wenn jemand sehr sensibel gegenüber den eigenen Schmerzen ist, dann kann er in der Regel auch schneller mit anderen mitfühlen“, erklärt Olga Pollatos. Frauen, so die Erkenntnis, nehmen sehr viel bewusster wahr, was mit ihnen passiert. Und sie können auch besser darüber reden, was eine anschließende Befragung ergab. Wenn hingegen männliche Probanden auf die Bilder nachweislich mit Schmerzempfinden reagierten, dann gaben sie dies im Fragebogen sehr viel seltener an.

Für die kognitionswissenschaftliche Forschung interessant sind diese Prozesse der Selbstwahrnehmung, um später zum Beispiel Patienten mit psychosomatischen Problemen und Angststörungen besser therapieren zu können. Aber auch für die Behandlung von mangelndem Einfühlungsvermögen, etwa bei Menschen mit Autismus, erhoffen sich die Wissenschaftler Fortschritte.

ahc

Bevor ein Stern stirbt

Team um Wolf-Rainer Hamann erforscht massereiche Sterne in ihrer letzten Lebensphase

Gern erinnert sich Astrophysiker Wolf-Rainer Hamann an eine damals international vielbeachtete Entdeckung seiner Arbeitsgruppe. Im Jahr 2008 hatte Mitarbeiterin Dr. Lidia Oskinova ein Weltraumteleskop der NASA auf die Gegend des galaktischen Zentrums gerichtet und dort den vermutlich zweithellsten Stern in unserer Milchstraße gefunden. Es war ein Teilresultat der langjährigen Forschungen des Potsdamer Teams, die sich auf massereiche Sterne konzentrieren.

VON PETRA GÖRLICH

Massereiche Sterne spielen im Kosmos eine besondere Rolle. Denn sie sind zuständig für die Erzeugung der chemischen Elemente. Ohne sie gäbe es uns Menschen nicht. Insofern ist die Thematik also durchaus nicht lebensfremd. Sterben diese Sterne, die manchmal hundertmal so viel Masse wie die Sonne haben, schleudern sie jede Menge Kohlenstoff, Sauerstoff, Eisen, Calcium, Gold ins All. Ob im Blut oder in den Knochen – all diese Elemente finden sich im menschlichen Körper wieder. Und noch eine Besonderheit zeichnet diese Sterne aus: Es gibt sie weit seltener als ihre masseärmeren Mitbewohner im All. Der Grund dafür liegt in ihrer kürzeren Lebenszeit. Ein

Stern wie die Sonne lebt rund zehn Milliarden Jahre, ein massereicher Stern typischerweise drei Millionen. So kommt es, dass in der Milchstraße zwischen zehn und hundert Milliarden Sterne existieren, aber nur einige tausend davon sehr massereich sind. Etwas schmunzelnd sagt Hamann deshalb: „Das ist das Angenehme unserer Arbeit. Wir kennen die Objekte, mit denen wir uns beschäftigen, sozusagen persönlich.“

Besonders interessiert sich sein Team für die letzte Lebensphase der Sterne vor der Explosion als Supernova. Astronomen bezeichnen die Sterne dann nach den Namen ihrer Entdecker als Wolf-Rayet-Sterne. Etwa 300 von ihnen „bewohnen“ die Milchstraße.

Hamanns Mitarbeiter nähern sich dem Geheimnis auch ihres Lebens durch Theorie und Praxis. Während sich die einen unter Führung von Dr. Lidia Oskinova auf Beobachtung im Röntgen- und Infrarot-Bereich spezialisiert haben, erstellen die anderen um Hamann selbst aufwändige Modellrechnungen. Voraussetzung für den Erfolg der Forschung sind die zunehmenden Beobachtungszeiten an Großteleskopen. Vier Geräte in unterschiedlichen Observatorien sind es insgesamt, die gegenwärtig den Wissenschaftlern die so wichtigen Sternspektren,

also die „zerlegten“ Lichtstrahlen von Objekten in ihren einzelnen Farbbereichen, liefern. Dem Laien ist vielleicht das Chandra Orbiting X-ray Observatorium ein Begriff. Aus den von hier und den anderen Einrichtungen erhaltenen Spektren können die Astrophysiker eine Reihe von Informationen über die Sterne extrahieren. Sie erfahren mehr über die Oberflächentemperatur, die Häufigkeit der chemischen Elemente, die Leuchtkraft, die Dichte, den Druck. Die Daten werden akribisch mit den zuvor erarbeiteten Modellen verglichen. „Wenn alles gut geht“, so Hamann, „stimmt beides überein und wir sind der Entschlüsselung der Rätsel, die uns die Sterne immer noch aufgeben, wieder ein Stück näher gekommen“.

An besonders heißen Sternen, wie es massereiche sowieso und insbesondere in ihrer letzten Lebensphase sind, vollziehen sich gewaltige physikalische Prozesse. Die Sterne geben enorm viel Materie in ihre Umgebung ab. Dieser so genannte Sterwind startet an der Oberfläche und erreicht immerhin binnen einer Stunde eine Geschwindigkeit von 3000 Kilometern pro Sekunde. Das entspricht einem Prozent der Lichtgeschwindigkeit. „Und das erstaunliche ist, diese ungeheure Beschleunigung geschieht nur durch den Strahlungsdruck des Lichtes. Solche Prozesse trifft man sonst nirgendwo an“, so Hamann. „Wir wollen verstehen, wie das physikalisch funktioniert.“

Die Potsdamer Astrophysiker scheinen auf gutem Wege, das Phänomen in Zusammenarbeit mit ihren Kollegen weltweit irgendwann zu entschlüsseln. Überhaupt hat es in der Astrophysik in der Vergangenheit große Fortschritte gegeben. So rückt nach Hamanns Einschätzung die Zeit näher, da der Beginn des Kosmos quasi vor ihnen liegt. Schon die nächste Generation von Teleskopen, statt mit den heute gängigen zehn mit 30 Metern Durchmesser ausgerüstet, könnte in zehn oder 20 Jahren den Durchbruch bringen. Spätestens dann wird sich vermutlich endgültig bestätigen, was Astrophysiker wie Hamann längst annehmen: Schon die erste Generation von Sternen war vermutlich enorm massereich, wenn auch anders aufgebaut. Denn es gab noch keine schweren Elemente. Aber das ist eine ganz andere Geschichte...



Sternhaufen NGC 602 in der Kleinen Magellanschen Wolke. Die Potsdamer Astrophysiker haben ihn gleich mit mehreren Teleskopen aufgenommen.

Foto: NASA, ESA, and the Hubble Heritage Team (STScI/AURA) - ESA/Hubble Collaboration

Hochkarätiger Zuwachs

Die Universität Potsdam hat mit Harald Clahsen ihren ersten Humboldt-Professor

Der Universität Potsdam ist es zum ersten Mal gelungen, eine Alexander von Humboldt-Professur an die Hochschule zu holen. Besetzen wird sie der Psycholinguist Harald Clahsen. Er kommt von der University of Essex, Colchester, Großbritannien. Die Humboldt-Professur ist der höchstdotierte internationale Forschungspreis Deutschlands.

Wir freuen uns außerordentlich über die Entscheidung der Alexander von Humboldt-Stiftung und sind gewiss, dass wir mit der Berufung von Prof. Clahsen einen Beitrag zur internationalen Spitzenforschung leisten werden. Dieser Zuwachs an wissenschaftlicher Expertise aus dem Ausland ermöglicht uns die Durchführung zukunftsweisender Forschungen“, unterstreicht die Präsidentin der Universität Potsdam, Prof. Dr.-Ing. Dr. Sabine Kunst.

Prof. Dr. Harald Clahsen ist einer der international angesehensten deutschen Linguisten. Er zählt zu den führenden Forschern auf den Gebieten Spracherwerb, Sprachverarbeitung sowie Sprachstörungen und verbindet bei seiner Arbeit theoretische Linguistik mit experimenteller Psycholinguistik und neurowissenschaftlichen Techniken. An der Universität Potsdam übernimmt Clahsen ab 1. Mai 2011 eine neue Professur für „Psycholinguistics of Multilingualism“. Er wird zugleich Gründungsdirektor des neuen „Potsdam Research Institute of Multilingualism (PRIM)“. Das mit der Professur verbundene Preisgeld in Höhe von fünf Millionen Euro verwendet der Wissenschaftler für die Finanzierung seiner Arbeit in den ersten fünf Jahren an der Potsdamer Universität.

Humboldt-Professur

Die Alexander von Humboldt-Professur wird an im Ausland arbeitende erfolgreiche Wissenschaftler aller Fachgebiete vergeben. Ihre Nominierung erfolgt durch deutsche Hochschulen oder auch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen in Kooperation mit deutschen Hochschulen. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert die Professur im Rahmen des Internationalen Forschungsfonds für Deutschland.



Prof. Dr. Harald Clahsen

Foto: privat

„Es ist eine große Freude und ich kann es kaum glauben, dass wir den Zuschlag für eine der so begehrten Humboldt-Professuren erhalten haben“, freut sich Dekanin Prof. Dr. Ria De Bleser. „Dies ist nicht zuletzt für den an der Humanwissenschaftlichen Fakultät angesiedelten Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften eine große wissenschaftliche Bereicherung.“

Clahsen promovierte 1981 in Wuppertal. Von 1983 bis 1993 war er Dozent an der Universität Düsseldorf und erhielt dort den Habilitationspreis. Danach wurde er Full Professor an der University of Essex, Colchester. Harald Clahsen erhielt zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Gerhard Hess-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Zudem ist er Fellow der British Academy.

Die Humboldt-Stiftung hat 2010 insgesamt zehn Preisträger benannt. Alle bekommen erst im Mai 2011 ihre Auszeichnungen überreicht.

Red.

Neue Stiftungsprofessur

An der Universität Potsdam wird eine W3-Stiftungsprofessur für Rehabilitationswissenschaften eingerichtet. Den entsprechenden Kooperationsvertrag unterschrieben Uni-Präsidentin Prof. Dr.-Ing. Dr. Sabine Kunst und Vertreter der vier beteiligten Stifter im September. Reichlich ein Jahr hatten die Vorbereitungen dazu gedauert. Dem Vernehmen nach soll die Professur zum Studienjahr 2011/12 besetzt werden. Die Ausschreibung dazu ist bereits erfolgt.

In der Hochschule selbst erhält der bis 2013 zu entwickelnde Profildbereich Gesundheitswissenschaften und Prävention dadurch eine wichtige Stärkung. Gegenwärtig stützt sich dieser strukturell auf die Professur für Sportmedizin und Prävention (Prof. Dr. Frank Mayer), die Stiftungs juniorprofessur für Kardiovaskuläre Sekundärprävention (Jprof. Dr. Klaus Bonaventura) und auf die im Berufungsverfahren befindliche Professur für Sozial- und Präventivmedizin. Die Studierenden profitieren natürlich auch. Schon im jetzigen Wintersemester beginnt ein entsprechender Master-/Promotionsstudiengang „Clinical Exercise Science“.

Die neue Stiftungsprofessur ist der Startschuss für einen Forschungsverbund zur medizinischen Rehabilitation in der Region. Hier wollen künftig Universität, Reha-Kliniken und der Reha-Forschungsverbund Berlin-Brandenburg-Sachsen im Bereich der patientenbezogenen Forschung eng zusammenarbeiten. „Die Professur stärkt darüber hinaus natürlich unsere Wettbewerbsfähigkeit“, unterstreicht Sabine Kunst. „Dass sie zur Bildung strategischer Netzwerke und zur Schaffung neuer Studienangebote beiträgt, ist außerordentlich erfreulich.“

Die beteiligten Stiftungsunternehmen sind die AHG-Allgemeine Hospitalgesellschaft AG, die Brandenburg Klinik Bernau-Waldsiedlung, die Klinik am See Rüdersdorf und die MEDIAN-Kliniken GmbH&Co.KG.

pg

Antrittsvorlesungen

Informationen zu Antrittsvorlesungen nur in der Online-Version von „Portal“:

www.uni-potsdam.de/portal/nov10/

Von Einem, der auszog, das Lehren zu lernen

Humboldt-Stipendiat Dimas Mendes Ribeiro zu Gast bei Potsdamer Pflanzenphysiologen

Wie kann man trotz immer kleiner und weniger werdender Anbauflächen eine wachsende Zahl von Menschen satt bekommen. Wie lässt sich die Qualität der Lebensmittel erhöhen? Welche Voraussetzungen müssen geschaffen werden, um die Ernährung der Menschen grundsätzlich zu verbessern? Lässt sich durch gezielten Einsatz pflanzlicher Hormone sowohl das Wachstum als auch die Qualität und Produktion der Pflanzen kontrollieren?

VON FRIDERIKE EMAH

Fragen dieser Art faszinieren Dr. Dimas Mendes Ribeiro seit langem. Was in seiner Jugend mit dem Interesse an allem was krecht und fleucht begann, mündete in eine beeindruckende wissenschaftliche Karriere, die in einer Kleinstadt im Südosten Brasiliens begann und über verschiedene Stationen nach Potsdam führte.

Die Lösungssuche, das Nachdenken über diese und andere Probleme veranlassten den Brasilianer und heutigen Humboldt-Stipendiaten Dimas Mendes Ribeiro, ein Studium der Agrarwissenschaften und Pflanzenkunde an der Universität von Viçosa aufzunehmen. Danach arbeitete er in einem Labor, das sich auf das Wachstum und die Entwicklung von Pflanzen spezialisiert hatte. Schließlich ging der ambitionierte junge Nachwuchswissenschaftler für seine Doktorarbeit nach England. Nach zwei Jahren Lehrtätigkeit verließ Ribeiro die britischen Inseln und landete, ausgestattet mit einem Alexander von Humboldt-Stipendium, als Postdoc der Molekularbiologie in Potsdam.

Potsdam, seine Universität, die Forschergemeinde und überhaupt Deutschland gefallen dem promovierten Agrarwissenschaftler und Biologen sehr gut. „Klar, es ist ziemlich kalt hier - besonders um diese Jahreszeit - und das mit der deutschen Sprache ist auch nicht so einfach“, meint der sympathische Brasilianer. Aber die nach seiner Ansicht ehrlichen, gut organisierten, verlässlichen Deutschen haben es ihm angetan. Besonders schätzt er die gemeinsame Arbeit mit seinem Betreuer Prof. Dr. Bernd Müller-Röber und den anderen Wis-

senschaftlern am Institut für Biochemie und Biologie. Die Universität und das kooperierende Max-Planck-Institut für Molekulare Pflanzenphysiologie mit ihren Laboren machen es dem wissbegierigen Postdoc leicht, viel Neues zu lernen. Und das durchaus nicht nur auf wissenschaftlicher Ebene. „Es ist die Begegnung mit unterschiedlichen Kulturen, mit einer anderen wissenschaftlichen Sicht auf Dinge, die diesen Aufenthalt so spannend und wertvoll machen. Wir lernen viel voneinander. Es entstehen neue Netzwerke zu anderen ausländischen Wissenschaftlern und den verschiedensten Forschungsbereichen. Das ist von unschätzbarem Wert“, erklärt Ribeiro.

Obwohl er sich gut eingelebt hat und sehr wohl in Deutschland fühlt, möchte Dimas Mendes Ribeiro wieder zurück in sein Heimatland. Dort will er von seinen Erfahrungen im Umgang mit anderen Kulturen und seinen Erlebnissen berichten. Besonders wichtig ist ihm aber die Möglichkeit, das erlernte Wissen und den aktuellen Forschungsstand an brasilianische Studenten weitergeben zu können. Das Problem Brasiliens – so die Auffassung Ribeiros – sei nicht in erster Linie eine veraltete Technik oder ein Desinteresse an neuen Methoden oder anderen Wegen. In Brasilien fehle es vor allem an qualifizierten Fachkräften. Das ist für ihn auch ein wichtiger Anreiz dafür gewesen, sich für ein Humboldt-Stipendium und ein weiterführendes Studium im Ausland zu bewerben. Neben der Erweiterung des eigenen Wissens- und Erfahrungsschatzes geht es dem jungen Forscher vor allem um die Verbesserung der Lern- und Arbeitsbedingungen und des Bildungsstandards in seiner Heimat.

Trotz Heimweh und lausigem Wetter

genießt Dr. Dimas Ribeiro jedoch nun erst einmal jeden Tag in Deutschland. Insbesondere der Humboldt-Stiftung ist er dafür dankbar. Seine hier gemachten Erfahrungen wird er nie vergessen, sagt der junge Biologe. Später will er sie in jedem Fall in seine wissenschaftliche Arbeit in der Heimat einbringen.

Wenn er sich etwas wünschen könnte, dann wäre es vielleicht eine ganz kleine Portion mehr Spontanität der Deutschen. „Denn jemanden hier spontan zu einem Bier in eine der vielen Potsdamer Kneipen zu überreden, ist schwieriger als man denkt.“

*Dem Wachstum der Pflanzen auf der Spur:
Humboldt-Stipendiat Dimas Mendes Ribeiro.*

Foto: Thomas Roesse



Von pilgernden Literaten und Museumsrundfahrern

Germanistik-Professor Helmut Peitsch hat eine Tagung zum Reisen um 1800 organisiert

Weil er sich für die Französische Revolution eingesetzt hatte, wurde Georg Forster noch zu Lebzeiten zur Unperson und sein Werk schon vor seinem Tod 1794 totgeschwiegen. Heute gilt er hierzulande als einer der Begründer der Reiseliteratur, zumal der wissenschaftlich orientierten. Forsters Blick auf die Weltumsegelung des berühmten James Cook, an der er selbst teilnahm, aber auch die Zeugnisse des Reisens in Deutschland und Europa sind heute für Kultur- und Literaturwissenschaftler von unschätzbarem Wert. Mit seinen und anderen „Reisen um 1800“ beschäftigen sich reiseerprobte ehemalige DAAD-Lektoren vom 19. bis 21. November im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte. Das Institut für Germanistik lädt dazu ein.

VON MATTHIAS ZIMMERMANN

Georg Forster war ganze zehn Jahre alt, als er auf seine erste große Reise ging. Er begleitete 1765 seinen Vater, den deutschen Naturforscher und Pastor Johann Reinhold Forster, nach Russland. Nur drei Jahre später, inzwischen mit seinem Vater nach London gegangen, übersetzte der jugendliche Georg die „Kurze Russische Geschichte“ des Universalgelehrten Michael Lomonossow ins Englische und gab sie als Buch heraus.

Weitere vier Jahre später befand er sich bereits an Bord der „HMS Resolution“ von James Cook auf dem Weg in den Südatlantik. Wieder hatte der Vater daran Anteil. Während der dreijährigen Weltumsegelung machte man zum Beispiel auf Neuseeland, Tahiti oder den Osterinseln Station. In seiner Aufgabe als Zeichner studierte Forster Tier- und Pflanzenwelt. Kaum weniger aber interessierten ihn die Menschen, denen sie begegneten.

Er lernte, wie beim Besuch der Polynesischen Inseln, ihre Sprache und versuchte, ihnen unvoreingenommen zu begegnen. Seine Aufzeichnungen fasste er später in dem Werk „A Voyage Around the World“ zusammen. Es ließ ihn zu einem der ersten – gefeierten – modernen Reiseschriftsteller werden. Nach nur wenigen Jahren des Ruhms wurde Forster seine kompromisslose Unterstützung der



Als Zeichner hielt Georg Forster viele seiner Beobachtungen in Bildern fest.

Abb.: Zeichnung Georg Forster

Französischen Revolution zum Verhängnis. In Deutschland geächtet, starb er 1794 in Paris.

Den Potsdamer Literaturwissenschaftler Helmut Peitsch indes beschäftigen „sogar“ die Kommentare, die Forster den in Deutschland erscheinenden Reisebeschreibungen der Weltumfahrung Cooks beifügte. Forsters eigene, ins Deutsche übersetzte, aber auch die anderer Autoren. Was zutage tritt, sind faszinierende Brüche: etwa zwischen dem Bild einer von wissenschaftlicher Neugier getriebenen Forschungsreise, wie Forster sie selbst mit Cook erleben wollte, und den machtpolitisch motivierten Reisen europäischer Kolonisatoren. Nur unzureichend kann er dabei verbergen, dass auch James Cook nicht ohne Hintergedanken segelte. Schließlich war er unter englischer Flagge unterwegs, um die noch unbekannte Welt für die Krone zu erobern. Forster aber versuchte zu trennen – zwischen Wissenschaft und Kolonialismus. Er wollte das Gesehene beschreiben, ohne es dadurch einzunehmen. Dass er das Deutsche für geeigneter als Englisch oder Französisch hielt, um die polynesischen Sprachen zu beschreiben, zeigt, wie

sehr er sich seiner europäischen Perspektive bewusst war. Nicht zuletzt deshalb hat er englische Reisebeschreibungen für deutsche Leser gekürzt, erklärt oder sogar korrigiert.

Es sind die „Wahrnehmungsformen und Deutungsmuster“ des Reisenden, die den Professor für Neuere Deutsche Literatur an Georg Forsters Reisebeschreibungen und seinen Reflexionen darüber interessieren. Selbst viele Jahre an britischen und amerikanischen Universitäten tätig, hat er nun die Tagung organisiert. Vom 19. bis 21. November geht es im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte um pilgernde Literaten, englische Deutschlandbesucher, Museumsrundfahrer, Schlachtenbummler und zahlreiche andere, die sich um 1800 auf den Weg machten.

Dass die Teilnehmer selbst ehemalige DAAD-Lektoren sind und der DAAD die Tagung unterstützt, erscheint fast schon selbstverständlich. Denn schon Forster meinte, es könne „nicht schaden, wenn der Übersetzer einer solchen Reise wie die gegenwärtige, selbst in der Südsee gewesen ist“.

Die Netzwerke der Macht

Vom „Religiösen Alltag in der Spätantike“ und seiner Bedeutung für die Gegenwart

Seit tausenden von Jahren wird das Leben der Menschen durch religiöse Strukturen bestimmt, ihr Alltag durch religiöse Praktiken geprägt. Mindestens ebenso lange schon aber machen Politiker – oder gar Kleriker selbst – unter dem Deckmantel von Religionen Politik. Unzählige Kriege wurden und werden im Namen eines Gottes ausgerufen, geführt oder gerechtfertigt. Der Verflechtung von Religion, Alltag und Macht in der Spätantike – nicht ohne den vergleichenden Blick in die Gegenwart – widmete sich im Oktober eine Tagung am Historischen Institut der Universität Potsdam.

VON MATTHIAS ZIMMERMANN

Bitte dich jemand in Konstantinopel um Wechselgeld, wird er dich in eine Diskussion darüber verwickeln, ob der Sohn gezeugt oder ungezeugt ist. Fragst du nach der Qualität des Brotes, wird man dir antworten: Der Vater ist größer, der Sohn ist kleiner. Wenn du vorschlägst, ein Bad zu nehmen, wird man dir sagen: Nichts war da, ehe der Sohn erschaffen wurde.“ Der „Sohn“, um den es hier geht – gezeugt oder nicht –, ist Jesus Christus. Und er war zur Zeit dieser Aussage, etwa 400 Jahre nach seiner Geburt, in aller Munde – auf dem Markt, beim Bäcker und sogar im Bad. So beschrieb es jedenfalls Gregor von Nyssa, der es als oströmischer Kirchenvater besser wissen musste als die meisten, und dem die Allgegenwart des Gottesohnes scheinbar sogar ein wenig zu weit ging. Religion war Alltag; sie strukturierte den Tag, die Woche, das Jahr – das Leben.

Dass Religion aber auch zum Brennpunkt der Verquickung der geistlichen und weltlichen Macht werden konnte und Kirchenvertreter des spätantiken Christentums eifrig Politik machten, beschäftigt Pedro Barceló, Professor für Geschichte des Altertums an der Universität Potsdam. Am Beispiel von Athanasios, dem umtriebigen Bischof von Alexandria im 4. Jahrhundert n. Chr., zeigt er, wie „aus geistlichen Hirten Machthaber“ wurden. Ihnen galt laut Barceló die Sicherung ihres Amtes, die Erhaltung der Gunst der Mächtigen oder die Behauptung ihrer Privilegien mitunter mehr als theologische Überzeugungen. Mehrfach abgesetzt, verbannt, exkommuniziert und als Häretiker diffamiert, kehrte Athanasios stets auf seinen Bischofsstuhl zurück und scheute auch

nicht davor zurück, seine Anhänger zu blutigen Konflikten anzustacheln. Kein Einzelfall. Religion war Politik; sie hatte gleichermaßen Einfluss auf Kaiser, Fürsten, Handwerker und Tagelöhner.

Beide, die alltägliche Religionspraxis und das kirchliche Politparkett, sind Facetten des „Religiösen Alltags in der Spätantike“. Zu einer gleichnamigen Tagung kamen am 21. und 22. Oktober Historiker aus Spanien, Deutschland und den USA am Historischen Institut zusammen. Die dynamische Entwicklung des Christentums in der Spätantike, seine vielfältigen Ausprägungen in Kunst, Kultur und Alltagspraxis in ganz Europa, die durchaus konflikthafter Berührungen mit paganen Religionen und dem Islam im Südosten bedingten fast zwangsläufig deren interdisziplinäre Perspektive. „Stargast“ der Tagung war Peter Brown, Geschichtspräsident aus Princeton, dem man nachsagt, er habe in der Forschung die Spätantike als eigene Epoche etabliert.

Tagungsorganisator Pedro Barceló richtete in seinen Ausführungen den Fokus auf die Bedeutung der Kirche im Machtgefüge der Spätantike.

Und das durchaus nicht zufällig, jener Zusammenhang der beiden Seiten interessiert ihn. Bereits 2000 war er federführend an der Entstehung von POTESTAS beteiligt. POTESTAS, benannt nach dem lateinischen Wort für Macht, ist ein Forschungsnetzwerk, das sich „interdisziplinären historischen Fragestellungen“ widmet, „die um das Verhältnis von Religion, Macht und Monarchie kreisen“, so Barceló. Die Forschergruppe wurde gegründet von Wissenschaftlern der Universitäten Potsdam und Jaume I de Castellon in Madrid. Im Wissen darum, dass ihr Gegenstand „global im geschichtlichen Kontext aller Kulturen zu finden“ ist, so Barceló, wächst die Gruppe durch ihre Beziehungen zu den Universitäten in Darmstadt, Onsbabrück, Freiburg, aber auch in Frankreich, Italien und Spanien stetig an. Längst wirken an den jährlich stattfindenden Konferenzen, der Vielzahl von Publikationen und der vor zwei Jahren ins Leben gerufenen Zeitschrift POTESTAS auch Ethnologen, Sozial-, Wirtschafts- und Literaturwissenschaftler mit. Die Frage nach den Sphären der Macht ist für sie alle von Belang.



Persönliche Begegnung am Rande der Tagung: Uni-Historiker Eike Faber, „Stargast“ Professor Peter Brown von der Princeton University, dessen Ehefrau Betsy Brown und Professor Pedro Barceló, Universität Potsdam (v.l.n.r.).

Die Toten von Treuenbrietzen

Geheimdienstunterlagen sollen über Massaker im April 1945 Auskunft geben

Zu den ungelösten Rätseln der jüngeren Geschichte gehören die Vorkommnisse in der brandenburgischen Kleinstadt Treuenbrietzen während der letzten Kriegstage im April 1945. Etwas mehr Licht ins Dunkel konnten jetzt Forschungen an der Professur für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte der Universität Potsdam bringen, die vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg finanziert wurden. Zumindest was die Anzahl der Toten bei einem von der Roten Armee verübten Massaker betrifft, liegen erstmals genauere Angaben vor.

VON PETRA GÖRLICH

Während die Presse in den letzten zehn Jahren immer wieder vermeldete, dass zwischen 800 und 1000 Zivilisten in einem Wäldchen nahe der Stadt umgebracht worden seien, gehen der freiberufliche Historiker Andreas Weigelt und Projektbetreuer Professor Bernd Stöver nun von 30 bis 166 Erschossenen aus. Die Antwort auf die Frage nach dem Warum bleiben jedoch auch die beiden Wissenschaftler noch schuldig.

„Es geht uns eigentlich gar nicht so sehr um die Anzahl der Toten“, erklärt Stöver das Anliegen des entsprechenden Forschungsprojekts. „Wir wollen wissen, was genau geschehen ist und vor allem warum.“ Die Hintergründe der Ereignisse von Treuenbrietzen sind auch 65 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges unklar. Über das Geschehene selbst existieren die unterschiedlichsten Versionen.

Fest steht, dass fast zeitgleich am 23. April 1945 eine Anzahl von deutschen Zivilisten in einem Wald hingerichtet und auch 127 italienische Militärinternierte in der Stadt umgebracht wurden. Tage zuvor hatte die Rote Armee das Gebiet besetzt. Ein zweites Mal, die erste Offensive war gescheitert. Berichten zufolge hingen weiße Fahnen am Rathaus. Die Deutschen hatten sich also ergeben. Der Einzug der Russen jedoch verlief mit Problemen. Ob sie tatsächlich am 21. April von einem SS-Mann beschossen wurden, der dabei einen ranghohen Sowjetoffizier tötete, oder die Siegesfeier am 22. April außer Kontrolle geriet, weiß bis heute niemand zweifelsfrei. Weigelt plädiert für die erste Version. „Die Quellen weisen darauf hin“, so seine Einschätzung.



Der Trüffriedhof in Treuenbrietzen: Hier wurden nach dem 8. Mai 1945 insgesamt 337 Menschen beerdigt.

Fotos: Andreas Weigelt

Der Historiker geht davon aus, dass es sich bei den Erschießungen im Wald nicht um Exzesstötungen gehandelt hat, die damals an der Tagesordnung waren. Es sei vielmehr bewusst ausgesucht worden. Ausländer ließ man laufen. Vor allem deutsche Männer wurden Opfer der Tat. Für die Annahme, dass ein Befehl Grundlage des Handelns war, sprechen nach seiner Ansicht einige aufgefundene Quellen. Sie berichten von einem Kontrollpunkt und einem plötzlich angewiesenen Abbruch der Aktion. Ein schlüssiger Beweis ist das allerdings nicht. Stöver hält auch eine Einzelaktivität für durchaus möglich. In den letzten Kriegstagen könnte sich vor Ort durchaus eine Einzelperson zum Richter über Leben und Tod ernannt haben. Dass aber bis zu 1000 Menschen hingemetzelt wurden, schließen Weigelt und Stöver inzwischen aus. Zwischen 30 und 166 seien es tatsächlich gewesen. Ein völlig eindeutiges Bild ergeben allerdings die noch nicht vollständig eingesehenen Unterlagen und vor allem Sterbelisten mit den zum Kriegsende üblichen standardisierten Angaben nicht. In den bisher kolportierten höheren Zahlen seien aber, so viel ist sicher, in Kampfhandlungen gefallene

deutsche Soldaten, Verunglückte und Selbstmörder mit eingeschlossen.

Letzte Gewissheit könnte eventuell russisches Originalmaterial bringen; etwa Kriegstagebücher oder Geheimdienstunterlagen. Den Zugang dazu zu erhalten, dürfte jedoch schwierig werden. Noch ist nicht klar, ob es gelingt. „Es ist aber unsere einzige Chance, Licht in dieses dunkle Kapitel unserer Geschichte zu bekommen“, so Stöver. „Hier in Deutschland haben wir nicht viel mehr als Anhaltspunkte gefunden, die es abzuklären gilt. Wir benötigen dringend Einsicht in glaubhafte Berichte.“ Mit dem brandenburgischen Wissenschaftsministerium stehe man deshalb in Kontakt bezüglich der Finanzierung einer möglichen zweiten Projektphase.

Den Wissenschaftlern geht es dabei nicht etwa um die Bestrafung der Täter. Diese können nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden. Vielmehr sehen sich die Historiker in der Verantwortung, Aufarbeitung betreiben zu müssen. Denn die Geschehnisse wurden zu DDR-Zeiten, abgesehen von der Mund zu Mund-Propaganda, totgeschwiegen. „Wir wollen deshalb zeigen, was damals unter dem Deckel gehalten wurde“, so Stöver.

Ein neues Selbstverständnis für Potsdam

Lokale Arbeitsgruppe sucht nach Möglichkeiten, Wissenschaft, Wirtschaft und Verwaltung besser zu vernetzen

Mehr als 6000 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler arbeiten in Potsdam. Die Stadt und das nähere Umland sind Sitz von über 40 wissenschaftlichen Einrichtungen. Hinzu kommen neben drei privaten drei staatliche Hochschulen, in denen sich rund 24.000 Studierende ausbilden lassen. Ein enormes Potenzial, das für die regionalökonomische und städtebauliche Entwicklung von großem Nutzen sein sollte. Noch allerdings, so sind sich die Experten einig, bleiben viele Ressourcen unausgeschöpft.

VON PETRA GÖRLICH

Das Problem ist durchaus nicht nur ein für Potsdam typisches. Im Rahmen des europaweiten Projektes „Role of Universities in Urban Poles“ suchen deshalb neun europäische Städte, darunter Potsdam, gemeinsam nach Lösungsansätzen.

Zu den beteiligten Metropolen mit ähnlichen Schwierigkeiten zählen etwa das schwedische Solna, das polnische Leszno, Patras in Griechenland und auch Dunkerque in Frankreich. Die Federführung des Projekts liegt in Gathhead, Großbritannien. 2008 gründeten alle beteiligten Seiten lokale Aktionsgruppen. Ihre Aufgabe ist es, am Ende des Vorhabens einen Aktionsplan zur Verbesserung der jeweiligen örtlichen Situation zu erstellen. „Im April nächsten Jahres soll er für Potsdam fertig sein“, erklärt Geographie-Professor Manfred Rolfes. Er sitzt als Projektpartner mit am Tisch, wenn die notwendigen neuen Handlungsstrategien ausgeklügelt werden. Mit dabei sind auch Vertreter des Vereins proWissen, der Industrie- und Handelskammer Potsdam, der Stadtverwaltung, des brandenburgischen Wirtschafts- und Infrastrukturministeriums sowie der complan Kommunalberatung.

Die Gruppe will eine bessere Kooperation von Wissenschaft, Wirtschaft und Verwaltung erreichen. Nur so könne es laut Rolfes gelingen, stärkere Wachstumseffekte zu erzielen. Um zu klären, welche Rollen von wem künftig auszufüllen sind, hat er erst einmal Bestandsaufnahme betrieben. So untersuchten elf Studierendenteams jeweils wichtige Teilaspekte des Themas. Sie fragten zum Beispiel danach, welche Beziehungen derzeit zwischen Stadt und Wissenschaftseinrichtungen existieren und wie sie funktionieren, in welcher Art und Weise



Wäre ein positives Signal: Ein Haus der Wissenschaft in Potsdams neu entstehender Mitte.

Projekte zwischen Wissenschaft und Wirtschaft bestehen oder wie das Potsdamer Studentenleben aussieht.

Die Ergebnisse sind eindeutig. Es passiert eine Menge. Aber vieles läuft nebenher, nicht immer sind Zuständigkeiten klar. Wissensdefizite und gegenseitige Vorbehalte erschweren die Kommunikation und einen erfolgreicher Transfer wissenschaftlicher Innovationen in die Praxis. Es fehlt an ausreichender Vernetzung und Institutionalisierung.

„Das geht besser“, ist sich der Regionalwissenschaftler sicher. Und meint damit auch die auf den ersten Blick geringen Kooperationen Potsdamer Hochschulen mit kleinen und mittleren Wirtschaftsunternehmen der Region. Die Hochschulen streben demnach sehr stark nach Beziehungen zu bundesweit und international agierenden Wirtschaftsunternehmen. Denn im Konkurrenzkampf um personelle und finanzielle Ressourcen in Wissenschaft und Forschung sind es in erster Linie diese Kontakte, die Renommee-gewinne versprechen.

Peter Kuffel, Projektmanager Wissenschaft in der Wirtschaftsförderung der Landeshauptstadt Potsdam, sieht aber ganz konkrete Chancen,

vorhandene Defizite im Miteinander von Wissenschaft, Wirtschaft und auch Stadtverwaltung abbauen zu können. In Potsdam gebe es zwar eine für die neuen Bundesländer typische kleinteilige Wirtschaftsstruktur mit zahlreichen Unternehmen, die über weniger als zehn Angestellte und geringes Eigenkapital verfügten. „Aber wir haben in Brandenburg auch sehr gute, niederschwellige Förderinstrumente, die den Einstieg in gemeinsame Projekte mit Wissenschaftlern auch für kleine Firmen attraktiv machen“, sagt er. Kuffel plädiert deshalb dafür, im Konzept drei zentrale Ziele zu berücksichtigen: die enge Vernetzung der relevanten Stellen, eine Verstärkung der Kommunikation der vorhandenen Förder- und Kooperationsangebote und vor allem die Sensibilisierung der Unternehmen und wissenschaftlichen Einrichtungen für die Vorteile der Kooperation.

Nach außen hin sichtbares Zeichen für die wachsende Bedeutung von Wissenschaft in Potsdam 20 Jahre nach der Wende könnte deren Institutionalisierung in der Mitte Potsdams sein, so Rolfes. „Ein Haus der Wissenschaft zum Beispiel wäre ein wichtiges Zeichen.“ Bedeutete es doch: Schaut her, Wissenschaft ist angenommen in der Stadt. Ideen hierzu gibt es längst.

„Homer“ in der Wissenschaft

Matthew Henry über Comic Helden zweier Generationen

Matthew Henry ist seit diesem Semester neuer Fulbright Professor für Amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft. Neben Kursen zu Literaturgeschichte und Afroamerikanischer Literatur bietet er auch ein Seminar zur US-Amerikanischen Kultur und den „Simpsons“ an - sein Spezialgebiet. Ulrike Findelee sprach mit ihm.



Seit seiner Studienzeit beschäftigt sich Matthew Henry mit den „Simpsons“.

Herr Henry, wie sind Sie zu diesem wissenschaftlichen Spezialgebiet gekommen?

Die Show war gleich zu ihrem Beginn in den 90ern begeistert. Sie war so anders. Ich war damals im College und las postmoderne Theorien. Die Wissenschaft begann gerade, sich auch für andere Medien neben dem Film zu interessieren, eben auch das Fernsehen. Ich schlug dann meinem Professor vor, eine Seminararbeit über „Die Simpsons“ zu schreiben. Er fragte mich sogar: Was ist das denn? So neu war die Sendung! Ich fand darin neben dem Slapstick-Humor auch eine Ebene, voll mit Referenzen, Andeutungen, Parodie, Satire; Bezügen zu Kunst und Literatur, Geschichte und Filmgeschichte. Richtig intellektuell, eine wundervolle Mischung aus Klugem und Albernem. Noch im gleichen Jahr war ich bei einer Tagung der Popular Culture Association, gewann den Nachwuchspreis für Studenten und jemand wollte meine Arbeit unerwarteterweise publizieren. Ich war überrascht! Offenbar war ich auf einer guten Spur. Ich begeisterte mich immer mehr für die Simpsons, dachte immer mehr darüber nach, schrieb zunehmend darüber. So wurde es schließlich irgendwie zu „meinem“ Gebiet.

Manche bezeichnen die spezifische Simpsons-Parodie als „verantwortungsvolle Kritik“, andere kritisieren das postmoderne Fehlen eines eigenen Standpunktes...

Ja, einige Wissenschaftler beklagen, dass eine „moralische Basis“ fehlt, dass jede Pointe systematisch durch die nächste wieder untergraben wird. Ich habe die Sendung schon zu lange im Unterricht verwendet, um das zu glauben. Die Künstler haben eine sehr klare Position und die ist häufig humanistisch und säkular geprägt. Sie wollen Bewusstsein für gesellschaftliche Probleme schaffen. Solche Pointen sehe ich nicht ad absurdum geführt. Das ist ja ein alter Streit, auf welchem Grund der Moralist zu stehen hat, um seine Kritik zu legitimieren. Besonders Matt Graining, der die Show kreiert hat, wollte damit eine Herausforderung gegenüber normativen Ideen schaffen. Und darin ist die Sendung konsequent.

Repräsentieren „Die Simpsons“ den berüchtigten amerikanischen Pluralismus?

Naja, ich bin da sehr kritisch gegenüber meinem Land und frustriert über den Einfluss des religiösen Fundamentalismus. Den gibt es seit Gründung der USA, aber in der Post-9-11-Ära hat er sich extrem verbreitet. Und ich spreche nicht vom Islamismus. Christlicher Glaube wird immer stärker mit Patriotismus gleichgesetzt. Das widerspricht dem Pluralismus, auf dem die Nation gegründet sein sollte. Letztes Jahr haben wir uns natürlich viel mit Barack Obama beschäftigt und damit, dass die größte Bedrohung für seine Kandidatur die Frage war, ob er ein Moslem sei. Nur deshalb musste Obama sich so stark als „patriotischer Christ“ inszenieren. Wir wollten einen Kandidaten sehen, der dazu stand, dass seine Religion für das Amt unwichtig ist. Damit hätte er aber nicht gewonnen.

Die Simpsons gibt es in Serie. Mit freundlicher Genehmigung der ProSiebenSat1 TV Deutschland GmbH.

Quelle: © und TM Twentieth Century Fox Film Corporation - Alle Rechte vorbehalten

Politische Karriere ohne Religiosität scheint demnach schwierig. Sehen Sie eine ähnliche Beziehung in der Wissenschaft?

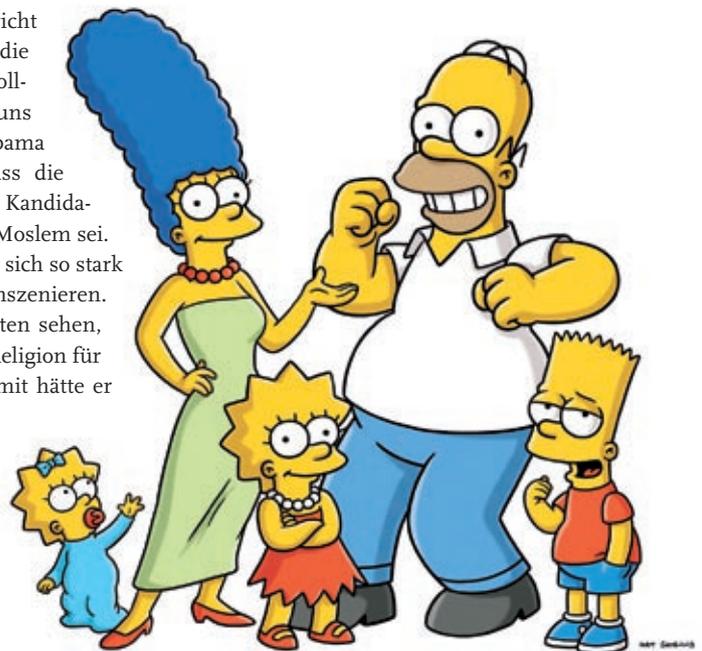
Wahrscheinlich haben wir gerade in den Geisteswissenschaften das Bedürfnis nach Transzendenz. Vielleicht finden wir die gleiche Erfüllung in guten Fragen?

„Die Simpsons“ werden teilweise als eine Art „Religionsersatz“ beschrieben...

Wie viele dieser Sendungen sind sie Kult geworden. Es gibt eine Art rituelles Schauen am Fernseher (jeden Sonntagabend), es gibt Treffs, bei denen sich mit anderen über die Sendungen unterhalten wird. Natürlich sammeln die Leute auch entsprechende Merchandisingartikel, wie sie es eben auch mit materiellen religiösen Symbolen tun. Sie betrachten das als „Erinnerungsstücke“ einer gemeinsamen Erfahrung.

Wie gehen Sie eigentlich damit um, dass Sie einen sehr religiösen Namensvetter im 17. Jahrhundert hatten? Ein berühmter Bibelkommentar stammt von ihm.

Ich bekomme tatsächlich E-Mails von Leuten, die mich für diesen Mann halten. Und ich beantworte ihre Fragen. Natürlich ziemlich subversiv...





*Rapper Master Soumis:
Auch seine Musik ist von anspruchsvollen
Texten gekennzeichnet.*

Foto: Eva Kimminich

Rap für Demokratie

Eva Kimminich untersucht einen für Afrika wichtigen Musikstil

Der Musikstil des Rap gilt gemeinhin als Ausdruck einer durch und durch pessimistischen Lebenseinstellung von Jugendlichen. In den Texten werde überwiegend Hass gepredigt, Vorurteile und Aggressionen gegenüber Frauen, Homosexuellen, jeden, der die merkwürdigen „Ehr“-vorstellungen der Rapper verletze. Prof. Dr. Eva Kimminich vom Institut für Romanistik hat ganz andere Erfahrungen gemacht.

VON ANDREAS PETER

Die Expertin für die Kulturen romanischer Länder pflegt seit Jahren intensive Kontakte in ehemalige französische Kolonien in Afrika, vor allem nach Mali. Die dortige Jugendmusikszene faszinierte sie und lässt sie nicht mehr los. Denn Rapper in Mali, aber auch im Senegal nehmen eine vollkommen andere Rolle mit ihrer Kunst ein, erzählt die Wissenschaftlerin. Rapper in den beiden Staaten würden mit Hasstexten überhaupt keinen Erfolg haben. Ganz im Gegenteil. Sie seien vielmehr so etwas wie Demokratielehrer. Bei einer ungeheuren Analphabetenrate fungiert malischer oder senegalesischer Rap als eine Art Übersetzer und Aufklärer. In den Texten werden Begriffe, wird Politik erklärt. „Dabei ist das auffälligste Kriterium“, so Eva Kimminich, „dass die Sprache ausgesprochen gewählt klingt“. Zoten oder Vulgarismen würden schlichtweg in Mali oder

dem Senegal nicht akzeptiert, weil auch das Verhältnis zwischen Alt und Jung ein grundsätzlich anderes sei als zum Beispiel im Rap Frankreichs oder des frankophonen Belgiens. Eine Generationenspaltung wie in westlichen Industriestaaten gebe es dort noch nicht. „Rapper in Mali wollen vermitteln, nicht spalten“, betont Eva Kimminich die besondere Situation im ehemaligen französischen Kolonialreich. Und noch etwas hat die Romanistin festgestellt. Rapper in frankophonen afrikanischen Staaten sind zumeist entweder Künstler mit einem Studienabschluss oder aber mit einem abgebrochenen Studienhintergrund. Das erklärt wohl auch die deutlich unterschiedliche Qualität der Texte zwischen afrikanischen Rappern französischer Zunge und ihren Kollegen im ehemaligen Mutterland. Ganz generell hätten Rapper in Mali eine Allgemeinbildung und einen Bildungshunger, den man sich für viele deutsche Jugendliche wünschen würde, konstatiert die Romanistin etwas nachdenklich.

Eines allerdings eint französischsprachige Rapper: Ist Sexismus im Rap Frankreichs eine eher unbedeutende Größe, ist sie in Mali oder dem Senegal schlicht undenkbar und würde die gesellschaftliche Ächtung der Betroffenen bedeuten. Das gilt indes nicht für Homophobie. Die sei sowohl in der Rapperszene Frankreichs als auch seiner ehemaligen afrikanischen Kolonien ein echtes Problem. Indes haben die afri-

kanischen Künstler den Mut, dieses Tabuthema anzusprechen und immer besser zu problematisieren.

Eva Kimminich erforscht den Rap im frankophonen Afrika seit Jahren und ist mit einigen der bedeutendsten Vertreter dieser Musikrichtung befreundet. Sie mag vor allem die Musikalität des afrikanischen französischen Rap. „Weil sich hier modernes westliches Musikverständnis mit uralten musikalischen Traditionen Afrikas verbindet“. Die Wissenschaftlerin hat inzwischen mehrere DVDs mit Rap-Bands aus Mali und dem Senegal produziert. Selbst ihre Kollegen von der Universität in Bamako, der Hauptstadt Malis, zeigten sich daraufhin überrascht, wie vielfältig und kreativ die Musikszene ihres Heimatlandes ist. Mit den Einnahmen aus ihren DVD-Produktionen finanzierte sie übrigens auch Forschungsarbeit afrikanischer Kollegen in Deutschland. Das will sie unbedingt fortsetzen.

Um zukünftig weiter erfolgreich wirken zu können, hofft die Uni-Professorin auf Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und den Deutschen Akademischen Austauschdienst. In jedem Falle aber werden ihre Forschungen zu Abschlussarbeiten ihrer Studenten führen. „Denn“ so erklärt sie, „nach wie vor existiert wenig Literatur zu dieser hochinteressanten und für den Demokratieprozess in Afrika ungehört wichtigen Kunstgattung“.

Mehr als eine schöne Fassade

Die Konferenz „Acting in film“ zur Kunst des Schauspielerns

Alfred Hitchcock gehört ohne Zweifel zu den Regisseuren, die auch noch in hundert Jahren Vorbild für junge Filmemacher sein werden. Und Hitchcocks Meisterwerk „Die Vögel“ ist auch fast ein halbes Jahrhundert nach seiner Premiere eine Blaupause für jeden Regisseur, der sein Publikum das Gruseln lehren will, ohne dabei Hektoliter von Filmblut über die Leinwand verschütten zu müssen. Doch auch wenn Hauptdarstellerin Tippi Hedren durch Hitchcock zum Weltstar wurde, hat erstaunlicherweise bis heute kaum jemand das Spiel, die Körpersprache, den Anteil von Hedren als Schauspielerin am Filmkunstwerk „Die Vögel“ analysiert. Anlass genug für Prof. Dr. Dieter Mersch aus dem Institut für Künste und Medien, eine Tagung durchzuführen, die das Schauspielern im Film in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Auseinandersetzung stellte. „Acting in film“ wurde zum Erfolg.

VON ANDREAS PETER

Filmschauspieler sind bis heute nur als Stars, als Objekte der Medien in der Filmwissenschaft zur Kenntnis genommen worden. „Bei Theaterschauspielern ist das anders“, sagt Prof. Dr. Dieter Mersch. Auch während seiner Tagung hat Tippi Hedren eine „Hauptrolle“ gespielt. Nicht die von ihr gewohnte natürlich, sondern die als Forschungsobjekt im Vortrag Jennifer Barkers von der Georgia State University in Atlanta. Barker belegte mit Filmausschnitten und Fotografien, dass Hitchcock seinen Film „Die Vögel“ als eine Art bewegte Version der surrealistischen Meisterwerke von Dalí, Magritte und Man Ray anlegte und seine Hauptdarstellerin zu Körperhaltungen zwang, die bestimmte Szenen wie eine Fotokopie von Gemälden und Fotos der erwähnten Künstler wirken ließen. Auch die Kostüme und das Make up von Tippi Hedren sind offenkundig sorgfältig auf Arbeiten von Dalí, Magritte und Man Ray abgestimmt gewesen. Im Verlauf des Vortrages wirkte der Filmklassiker plötzlich wie das Werk eines Fetischisten, was vor allem auch an der Tatsache liegen könnte, dass Hitchcock nachweislich eine Obsession für Blondinen und neben Grace Kelly vor allem für Tippi Hedren entwickelt hatte.

Ziel der Konferenz war es, so Mersch, die vollkommen unterentwickelte wissenschaftliche Rezeption von schauspielerischen Leistungen im Film aufzubrechen. „Es ist einfach nicht mehr



Im Film „Der Glöckner von Notre Dame“ (USA, 1939) überzeugte Charles Laughton, der bei aller Hässlichkeit viel menschliche Wärme ausstrahlte. Auch Maureen O' Hara spielte sich als schönes Zigeunermädchen überzeugend in die Herzen ihrer Zuschauer.

Abb.: RKO Radio Pictures

hinzunehmen, dass jede Menge wissenschaftlicher Literatur über den Anteil von Masken- oder Kostümbildnern, Architekten oder Schnittmeistern an der Kunstgattung Film existiert, aber dem Schauspiel als tragendem Element eines Filmes nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird.“ Nach Potsdam gekommen war



Cynthia Baron von der Bowling Green State University sprach u. a. über die Semiotik der Prager Schule und Spuren menschlicher Gegenwart in Filmen wie „Lichter der Großstadt“ und „Wall-E“. Foto: Stefano Graziano

eine stattliche Anzahl von Filmwissenschaftlern, die eine ebenso stattliche Bandbreite an Thesen mitbrachten und zur Debatte stellten. So wurde auch die Frage diskutiert, ob ein so genannter „actor medium“ eine Bereicherung für das Genre Film ist. Mit dem Begriff wird zumeist ein Amateurschauspieler umschrieben, der nicht wirklich eine Rolle spielt und im Vordergrund der Filmhandlung steht, sondern vielmehr eine Projektionsfläche für den Regisseur ist. Gezeigt wurde das am Beispiel des Gus van Sant Films „Elephant“. Van Sant lässt in seinem Film aus dem Jahre 2003 Laienschauspieler das Massaker an der Columbine High School nachspielen, filmt sie allerdings permanent von hinten oder in umkreisenden Kamerafahrten. Dialoge sind nur selten gut zu verstehen. Van Sants Credo lautete „location not connection“. Für ihn ein Stilmittel, um zu dokumentieren, dass unfassbare Gewalttaten wie die von Littleton aus der so genannten Mitte der Gesellschaft entstehen. Hier können plötzlich scheinbar harmlose, nette Jungen oder Nachbarn von nebenan praktisch aus dem Nichts zu brutalen Mördern werden.

Für Mersch ist das Kino von heute übrigens zu technifiziert. Interessanterweise habe die Digitalisierung aber auch zu einer Rückbesinnung auf die Qualitäten eines Schauspielers geführt, denn man habe zwar die Effekte enorm verbessern können, aber eben nicht die Schauspielkunst.

Die Konferenz „Acting in Film“ stellte die Vorbereitung für ein neues DFG-Projekt dar.

Lust und Last

Diplompsychologin Linda Zimmermann untersuchte in ihrer Dissertation, wie angehende Lehrer in der zweiten Ausbildungsphase mit der hohen Beanspruchung umgehen

Zahlreiche Studien zeigen, dass Lehrer im Vergleich zu anderen Berufsgruppen psychisch besonders hoch beansprucht sind. Vor diesem Hintergrund beschäftigte sich Linda Zimmermann in ihrer Dissertation mit der Analyse der psychischen Situation angehender Lehrer in der zweiten Phase der Lehrerausbildung. Die Arbeit beschränkt sich nicht nur darauf, Missstände aufzudecken, sondern zeigt auch Möglichkeiten des Umgangs mit der – um es vorwegzunehmen – problematischen Situation. Ein Hilfsangebot sind etwa die „Coachinggruppen nach dem Freiburger Modell“. Portal bat die Diplom-Psychologin im Rückblick auf ihre Promotion um einige Ausführungen zum Thema.

Die Arbeit entstand in enger Kooperation mit dem Universitätsklinikum Freiburg, Abteilung Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, und den angrenzenden regionalen staatlichen Seminaren für Didaktik und Lehrerbildung. Im Sommer 2007 erteilten bei einer schriftlichen Befragung nahezu 480 angehende Lehrkräfte Auskünfte zu ihrer psychischen gesundheitlichen Situation und ihren gesundheitsförderlichen oder -gefährdenden Verhaltens- und Erlebensweisen bei der Bewältigung der beruflichen Anforderungen.

Das Ergebnis der Auswertung jener Querschnittsdaten war eindeutig: Es steht mit der psychischen Gesundheit angehender Lehrkräfte nicht zum Besten. Insgesamt lagen weit mehr als 40 Prozent der Befragten über einem gesundheitlich bedenklichen Grenzwert, der auf eine psychische Gesundheitsstörung hinweist. Die Angaben spiegelten zudem bei ebenfalls mehr als 40 Prozent eine problematische Beanspruchungssituation mit gesundheitsgefährdenden Verhaltens- und Erlebensmustern wider, wie es die Wissenschaft nennt. Hierzu gehören etwa das Risiko im Sinne einer Selbstüberforderung oder das Risiko im Sinne von chronischem Erschöpfungserleben und Resignation. Als bedenklich stellte sich in der Untersuchung auch der hohe Anteil des so genannten Musters „Schonung“ mit mehr als 30 Prozent dar. Es ist eine Kategorie, die gewisse Motivations- und Leistungsdefizite offenbart. Nur insgesamt ein Viertel der Befragten konnte dem



Stress in der Schule: Nicht jeder angehende Lehrer bewältigt ihn gut. Psychische Gesundheitsstörungen sind die Folge.

erstrebenswerten „Muster G“ zugeordnet werden, welches für ein gesundheitsförderliches Verhältnis zur Arbeit steht. Ein anderes Ergebnis beeindruckte ebenfalls: Die durchschnittliche Bewertung des Studiums unter dem Aspekt der Vorbereitung auf das Tätigkeitsfeld Schule bewegte sich eher im unteren Bereich. Anders gesagt, die Lehramtsstudierenden fühlen sich für die Bewältigung der hohen psychosozialen Anforderungen, vor denen sie plötzlich stehen, zu wenig gerüstet. Hier besteht offensichtlich Handlungsbedarf an den Hochschulen. Denn selbst bei den Gesundesten fiel die Bewertung dieses Kriteriums recht niedrig aus. Je schlechter sich die angehenden Lehrkräfte durch das Studium auf die Schulsituation vorbereitet fühlten, desto höher stufen sie ihre psychomentele Belastung ein.

Die Intervention „Coachinggruppen nach dem Freiburger Modell“ erweist sich als eine geeignete Maßnahme zur beruflichen Unterstützung und zur gesundheitlichen Entlastung, wie sich herausstellte. Insgesamt nahmen im konkreten Fall 42 Referendare an dem Programm teil. Es besteht aus fünf Modulen und greift an je zwei Terminen gesundheitsbelastende Aspekte von angehenden Lehrkräften auf und macht sie zum Diskussionsgegenstand. So

spielen unter anderem die Auswirkungen von Beziehungserfahrungen auf die Gesundheit und Möglichkeiten der Entspannung, der verbesserte Umgang mit beruflichen Belastungen und die Stärkung der Beziehungskompetenz eine Rolle. Ergänzt wird das Coaching durch konkrete interaktive Fallarbeit von beruflich belastenden Situationen. Im speziellen Fall haben das die Teilnehmer als besonders wertvoll erlebt.

Um es noch einmal zu betonen: Die Daten weisen darauf hin, dass bei angehenden Lehrern in der zweiten Phase eine prekäre und veränderungsbedürftige Beanspruchungssituation vorliegt. Dem vorbeugen könnte ein höherer Praxisanteil in der Ausbildung und die Reduktion der Gesamtbelastung. Mehr Aufmerksamkeit verdient zudem die Personalpolitik in dieser zweiten Phase der Lehrerbildung, also Fragen der Auswahl, Vorbereitung und Begleitung der Mentoren. *Linda Zimmermann*

Linda Zimmermann ist heute Mitarbeiterin in der Abteilung Medizinische Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Sie plant, im Frühjahr 2011 ihre Ergebnisse zu veröffentlichen. Kontakt: Linda.Zimmermann@medsoz.uni-freiburg.de

„Englisch ist nicht gleich Englisch“

Prof. Dr. Hans-Georg Wolf vom Institut für Anglistik und Amerikanistik hat ein Wörterbuch des Hongkong Englischs zusammengestellt.

Hört man den Ausdruck „Englisch“, denkt man unweigerlich an Großbritannien oder die USA. Doch weltweit haben sich zahlreiche Varietäten des Englischen entwickelt. In einem Kooperationsprojekt ist nun das „Dictionary of Hong Kong English“ entstanden.

VON JULIANE VOIGT

Prof. Dr. Wolf ist seit Anfang 2009 Professor für die „Entwicklung und Variation der englischen Sprache“ am Institut für Anglistik und Amerikanistik. Er hat nun nach fünfjähriger Arbeit das „Dictionary of Hong Kong English“ fertig gestellt. Das Wörterbuch entstand in Kooperation mit dem Kanadier Patrick Cummings, einem ehemaligen Studenten von Wolf, der in Hongkong lebt und arbeitet.

Weltweit existieren zahlreiche etablierte und identifizierbare Varietäten des Englischen, doch gibt es nur wenige entsprechende Zweitsprachewörterbücher. Für das Hongkong Englisch (HKE) existieren sogar nur einige Wörterlisten, aber kein Kompendium des HKE Vokabulars.

Doch was genau ist Hongkong Englisch? Selbst Wolf hat dafür keine genaue Definition. Vereinfacht kann man sagen, es ist eine Varietät des Englischen mit Einflüssen aus (südost-)asiatischen Sprachen. Gesprochen wird HKE von den ortsansässigen Kantonesen, von Menschen, die sich erst im Verlauf ihres Lebens im Raum Hongkong ansiedelten und von unterschiedlichen ethnischen Gruppen. Die Einflüsse ihrer Muttersprachen haben das HKE nachhaltig geformt. Es ist somit keine isolierte Varietät, sondern befindet sich im ständigen Wandel.

Die englische Sprache kam im 17. Jahrhundert, aufgrund verstärkter Handelsbewegungen, nach Südchina. Diese Gegend wurde schnell zum Schmelztiegel verschiedener Sprachen, da sich hier Engländer, Portugiesen, Chinesen und andere Völkergruppen begegneten. Da eine einheitliche Sprache fehlte, entwickelt sich das Chinesische Pidgin Englisch: eine einfache Sprache, die Wörter aus dem Malayischen, Portugiesischen, Indischen Englisch und Kantonesischen verband. Nach der Kolonialisierung durch die Briten im Laufe des



Eine Menge Literatur will ausgewertet werden für die Bestandsaufnahme des HKE.

19. Jahrhunderts wurde Englisch die vorherrschende Sprache in Hongkong. Das koloniale Englisch entwickelte sich im Laufe der letzten 150 Jahre zu heutigen modernen HKE.

Für das Wörterbuchprojekt haben Wolf und Cummings verschiedenste Quellen ausgewertet: englischsprachige Zeitungen, die in Hongkong herausgegeben werden, literarische Werke und das gesprochene Englisch der Regi-

on. Man untersuchte dabei, wie oft ein Wort benutzt wurde und welche Bedeutung es hat. So wird zum Beispiel der Ausdruck „ghost“ im HKE eher im Sinne von „Vorfahr“, denn im Sinne von „Gespenst“ verwendet, wie es im Britischen Englisch üblich ist. Das Wort „Christian“, das im Britischen Englisch auch den „Katholiken“ bezeichnet, meint im HKE aber den „Protestanten“. Hier wird deutlich, dass auch kulturelle Einflüsse eine große Rolle im HKE spielen.

Im „Dictionary of Hong Kong English“ wurden über 480 Einträge gesammelt. Sie sind in drei Kategorien unterteilbar. Zum einen in Wörter, die spezifisch für das HKE sind oder deren Sinn eine spezielle Referenz zu Hongkong hat. Ein gutes Beispiel dafür ist das Wort „astronaut“, das in allen Varietäten des Englischen dieselbe Bedeutung hat: „jemand, der in den Weltraum reist und/oder dort arbeitet“. Diese Bedeutung ist im Wörterbuch nicht festgehalten, sondern die spezifische Bedeutung im HKE: „eine (männliche) Person, die im Ausland arbeitet und von der eigenen Familie getrennt lebt“. Weiterhin finden sich Wörter, die zwar häufig im HKE benutzt werden, aber auch in anderen Varietäten des Asiatischen Englisch zu finden sind. Unter die dritte Kategorie fallen Lexeme wie „triad“, die zwar zum allgemeinen Englisch gehören, aber aufgrund soziokultureller Umstände im HKE wesentlich häufiger benutzt werden. Jeder Eintrag des Wörterbuchs wird mit authentischen Textbeispielen belegt, so dass der Leser etwas über die Nutzung und den Kontext des Wortes erfährt.

Laut Wolf soll das Wörterbuch vorrangig als Referenzwerk für die Menschen vor Ort dienen, da HKE in der Region bei weitem nicht so etabliert ist wie beispielsweise das Indische Englisch in Indien. Es soll das Interesse der Menschen an ihrer eigenen Variante des Englischen wecken, aber auch Übersetzern, Besuchern und Regierungsstellen der Region eine Hilfestellung sein.

Das „Dictionary of Hong Kong English“ wird im Laufe des nächsten Jahres bei der Hong Kong University Press erscheinen.

Neu bewilligt

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert folgende Wissenschaftler und Projekte:

Prof. Dr. Axel Bronstert und **Dr. Eva Nora Müller** aus dem Institut für Erd- und Umweltwissenschaften erhielten für das Projekt "Generation, transport and retention of water and suspended sediments in large dryland catchments: Monitoring and integrated modelling of fluxes and connectivity phenomena", gemeinsam mit **Dr. Andreas Günther** vom GFZ, rund 520.000 Euro.

Prof. Dr. Michael Lenhard und **Dr. Detlef Groth** aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielten für das Projekt "The roles of poly(A) polymerases in controlling organ growth in *Arabidopsis thaliana*" rund 358.000 Euro.

Prof. Dr. Andrea Liese aus der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät und **Dr. Marianne Beisheim** von der Stiftung Wissenschaft und Politik erhielten für das Teilprojekt „Erfolgsbedingungen transnationaler Entwicklungspartnerschaften: Von der transnationalen Kooperation zur lokalen Umsetzung in Räumen begrenzter Staatlichkeit“ aus dem Sonderforschungsbereich 700 „Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit: Neue Formen des Regierens?“ der FU Berlin rund 330.000 Euro.

Prof. Dr. Shravan Vasishth aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für das Projekt "Online sentence processing, aphasic impairments, computational modelling" gemeinsam mit **PD Dr. Frank Burchert** und **Prof. Dr. Ria de Bleser** rund 315.000 Euro.

Prof. Dr. Ralph Gräf und **Dr. Irene Meyer** aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielten für das Projekt „Molecular characterization of NE81, the first candidate of a lamin-like nucleoskeleton protein in an unicellular organism“ 320.000 Euro.

Prof. Dr. Silke Leimkühler und **apl. Prof. Dr. Ulla Wollenberger** vom Institut für Biochemie und Biologie erhielten für die Fortsetzung ihres Teilprojektes B3 im Exzellenzcluster der TU Berlin „Unifying Concepts in Catalysis“ (unicat) rund 304.000 Euro.

Prof. Dr. Barbara Krahe aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für ihr Projekt „Verbreitungsgrad, Risikofaktoren und Folgen sexueller Aggression und Viktimisierung

bei jungen Erwachsenen: Eine Längsschnittstudie“ rund 292.000 Euro.

Prof. Dr. Tobias Scheffer aus dem Institut für Informatik erhielt für das Projekt „Prädikationsspiele“ rund 271.000 Euro.

Dr. Bernhard Kliem aus dem Institut für Physik und Astronomie erhielt für das Projekt "The Triggering of Solar Eruptions" gemeinsam mit **apl. Prof. Dr. Norbert Seehafer** rund 255.000 Euro.

Prof. Dr. Burkhard Kleuser aus dem Institut für Ernährungswissenschaft erhielt gemeinsam mit **Prof. Dr. Erich Gulbins** (Universität Duisburg-Essen) und **Prof. Dr. Markus van der Giet** (Charité Berlin) rund 255.000 Euro für das Projekt „Central service project - Analysis and Synthesis of sphingolipids“ im Schwerpunktprogramm „Sphingolipids - Signal and Disease“.

Prof. Dr. Petra Warschburger aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt im gemeinsamen DFG-BMBF Sonderprogramm „Klinische Studien“ für ihr Projekt „Empowering parents of obese children: Development and controlled evaluation of an obesity-specific parenting skills training“ rund 206.000 Euro.

Dr. Steffen Mischke aus dem Institut für Erd- und Umweltwissenschaften erhielt für das Projekt „Understanding Quaternary variations in water availability in the East as a key for future projections of regional environmental change“ rund 204.000 Euro.

PD Dr. Ricarda Scheiner-Pietsch aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielt für das Teilprojekt „Functional dissociation of octopamine and tyramine in regulation honey bee, division of labour“ in der Forschergruppe „Biogenic amines in insects: coordination of physiological processes and behaviour“ rund 197.000 Euro.

Prof. Dr. Elke Dittmann-Thünemann aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielt für das Projekt "Role of microcystin in oxidative stress acclimation in the cyanobacterium *Microcystis aeruginosa*" rund 180.000 Euro. Die Wissenschaftlerin erhielt außerdem gemeinsam mit **Prof. Dr. Christian Hertweck** (Jena) für das Projekt „Ribosomale Biosynthese trizyklischer Microviridine in Cyanobakterien: Biochemie, Evolution und Funktion“ rund 154.000 Euro.

PD Dr. Ingo Dreyer aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielt für das Projekt „Rectification of voltage-gated plant K⁺ Channels“ rund 175.000 Euro.

PD Dr. Wolfgang Blenau aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielt für das Teilprojekt „Temporal expression patterns and functions of serotonin receptor subtypes in the honey bee, *Apis mellifera*“ im Rahmen der Forschergruppe „Biogenic amines in insects: coordination of physiological processes and behaviour“ rund 161.000 Euro.

Dr. Anne Söll aus dem Institut für Künste und Medien erhielt für das Projekt „Moderne Männer. Krise, Modernität und Geschlecht in den Männerporträts von Otto Dix, Anton Räderscheidt und Christian Schad“ rund 147.000 Euro.

Prof. Dr. Andreas Taubert aus dem Institut für Chemie erhielt für das Projekt "Growth kinetics, thermochemistry and growth mechanism of inorganic (nano)particles in ionic liquids" rund 135.000 Euro. Außerdem erhielt er für die Initiierung und Intensivierung der bilateralen Kooperation „Synthesis and solid state NMR investigations of silicaconfined ionic liquids (ionogels)“ rund 5.000 Euro.

Prof. Dr. Martin Pohl aus dem Institut für Physik und Astronomie erhielt für das Projekt "Collisionless shocks and turbulence in nonthermal sources of radiation" 119.000 Euro.

Prof. Dr. André Laschewsky aus dem Institut für Chemie erhielt im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Intelligente Hydrogele“ gemeinsam mit **Prof. Dr. Christine M. Papadakis** und **Prof. Dr. Peter Müller-Buschbaum** (beide TU München) rund 103.000 Euro für das Projekt „Struktur und Kinetik stimuli-responsiver, dünner Hydrogelfilme aus amphiphilen Blockcopolymeren“.

Prof. Dr. Florian Jeltsch aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielt im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Tibetan Plateau: Formation – Climate – Ecosystems (TIP)“ gemeinsam mit **Prof. Ulrike Herzschuh** (AWI Potsdam/ Universität Potsdam) für das Projekt: „Vegetation-based climate reconstruction fort he Tibetan Plateau: integrating vegetation modelling and pollen data reanalyses“ rund 38.000 Euro.

Prof. Dr. Erich Kleinpeter aus dem Institut für Chemie erhielt für die Initiierung und Intensivie-

zung einer bilateralen Kooperation mit Uganda rund 8.000 Euro.

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert folgende Wissenschaftler und Projekte:

Prof. Dr. Günter Esser aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für das Projekt „Schulbezogene Umschriebene Entwicklungsstörung (SCHUES) – Prävention und Therapie unter Einbezug neuronaler Korrelate und des Entwicklungsverlaufs“ rund 880.000 Euro.

Prof. Dr. Dieter Neher aus dem Institut für Physik und Astronomie erhielt im Rahmen des Programms „Spitzenforschung und Innovation in den Neuen Ländern“ für das Projekt „Ausbau des Kompetenzzentrums Dünnschicht- und Nanotechnologie für Photovoltaik Berlin PVcomB“ rund 596.000 Euro.

Prof. Dr. Joachim Selbig aus dem Institut für Biochemie und Biologie erhielt für die Fortsetzung des Verbundprojektes „SYSTHER: Entwicklung systematischer Methoden und Technologie für den Einsatz in der Zelltherapie und der Arzneimittelentwicklung“ rund 361.000 Euro.

Prof. Dr. Matias Bargheer aus dem Institut für Physik und Astronomie erhielt für das Projekt „Entwicklung eines ultraschnellen Röntgenschalers für zeitaufgelöste Messungen am Synchrotron“ rund 313.000 Euro.

Prof. Dr. Maja Apelt aus der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät erhielt für das Teilvorhaben „Analyse der Diskurse und organisationalen Prozesse“ im Gesamtprojekt „Mustererkennung und Video Tracking: sozialpsychologische, soziologische, ethische und rechtswissenschaftliche Analysen (MuViT)“ rund 293.000 Euro.

Die **Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät** erhielt eine Förderung der Vorgriffprofessur im Fach Organisations- und Verwaltungsoziologie im Rahmen des Professorinnenprogramms an der Universität Potsdam in Höhe von rund 255.000 Euro.

Dr. Hendrick Paasche aus dem Institut für Erd- und Umweltwissenschaften erhielt im Rahmen des Verbundprojektes „TO: MuSaWa: Skalenübergreifende S-Wellentomographie zur Baugrund-

erkundung und Standortgefährdungsanalyse; Vorhaben: Leit Antrag TP1 Baugrundbeurteilung, lokale Skala“ gemeinsam mit **Prof. Dr. Jens Troncke** für das Projekt „Standortgefährdungsanalyse, regionale Skala - Sonderprogramm Geotechnologien“ rund 222.000 Euro.

Prof. Dr. Petra Warschburger aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für das Projekt „Innovationen für den Ernährungssektor: Sensorisch-psychologische Begleitstudie (Teilstudie 4)“ im Rahmen des Projekts „Multimodale Optimierung der Versorgung von Säuglingen mit mehrfach ungesättigten Fettsäuren mit der Beikost“ rund 108.000 Euro.

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert über das Internationale Büro im Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt den Wissenschaftler **Prof. Dr. Sascha Oswald** aus dem Institut für Erd- und Umweltwissenschaften. Er erhielt für die Durchführung des BMBF-Stipendienprogramms „Internationale Aufbaustudiengänge im Wasserfach/International Postgraduate Studies in Water Technologies (IPSWaT)“ rund 57.000 Euro.

Das Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie fördert folgende Wissenschaftler und Projekte:

Dr. Lidia Oskinova aus dem Institut für Physik und Astronomie erhielt für das Projekt „Sehr massereiche Sterne kurz vor ihrem Ende: Erzwingt der tiefe Einblick mit dem XMM-Newton-Röntgenobservatorium ein Umdenken?“ rund 133.000 Euro.

Prof. Dr. Dieter Wagner aus der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät erhielt im Programm EXIST-Gründerstipendium für das Projekt „REFEUS“ rund 89.000 Euro. Dies wurde zu 75 Prozent aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds finanziert.

Das Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie fördert über die Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungsvereinigungen „Otto von Guericke“ e.V. folgende Wissenschaftler und Projekte:

Dr. Axel Heuer aus dem Institut für Physik und Astronomie erhielt für das Projekt „ReduSpeck: Speckle-reduziertes Linienlasermodule im roten Wellenlängenbereich; Grundlagenuntersuchun-

gen für geeignete Kopplungsschemata über die Auslegung der Optik eines specklereduzierten Lasers“ rund 168.000 Euro.

Prof. Dr. Manfred Stede aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für das Projekt „Automatische Generierung medizinischer Befundtexte (SemScribe); Entwicklung echtzeitfähiger Transduktionsverfahren“ rund 125.000 Euro.

Das Bundesinstitut für Sportwissenschaft fördert folgende Wissenschaftler und Projekte:

Prof. Dr. Frank Mayer aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für das Projekt „Determinanten zur Analyse der Belastbarkeit/ Adaptationspotentials des Rumpfes im Nachwuchssport – Entwicklung/Validierung eines LWS Funktions-/Stabilitäts-Index [LFSI] und eines LWS Präventions-Index [LPI] im Quer- u. Längsschnitt (RUMF)“ 400.000 Euro. Weiterhin erhielt der Wissenschaftler 35.000 Euro für das Projekt „Einfluss verschiedener Gewichtsreduktions-Regimes in Sportarten mit Gewichtsklassen auf Kenngrößen der sportlichen Leistungsfähigkeit“.

PD Dr. Jürgen Scharhag aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für das Projekt „Kardiale Funktion im Saisonverlauf bei hoch trainierten Ausdauerathleten“ 30.000 Euro.

Prof. Dr. Ralf Brand aus dem Exzellenzbereich Kognitionswissenschaften erhielt für das Projekt „Lernen und Lehren ethischer und moralischer Kompetenzen im Sport“ rund 16.000 Euro. Außerdem erhielt er für das Projekt „Sportpsychologische Diagnostik und Betreuung des Nationalkaders U17/U20 des DJB“ rund 10.000 Euro. [...]

Die kompletten Neubewilligungen finden Sie online: www.uni-potsdam.de/portal/nov10

Antrittsvorlesungen

Informationen zu Antrittsvorlesungen nur in der Online-Version von „Portal“: www.uni-potsdam.de/portal/nov10

Mit den Dänen auf Du und Du

Für acht Wochen war die Auszubildende Kristin Schettler beim „zufriedensten Volk der Welt“ zu Gast

Odense, Dänemark – diese Stadt hat viele Namen. Ob nun Blumenstadt, Stadt der Fahrräder, Stadt zum Träumen oder Märchenstadt – gemeint ist immer dieselbe, gemütliche Hauptstadt der Insel Fünen, in der ich mein Auslandspraktikum absolvieren durfte. Apropos gemütlich – mit „hygge“ (=gemütlich) lassen sich die Dänen am besten beschreiben. Es ist so eine Art Nationalwort. Verkörpert es doch jenes Gefühl freundlicher, herzlicher Geselligkeit, was überall dort anzutreffen ist, wo zwei oder mehr Dänen zusammenkommen.

Einmal über den Tellerrand schauen und in das dänische Bibliothekswesen hinein schnuppern, welches übrigens als überaus vorbildlich gilt; das durfte ich für acht Wochen an der Syddansk Universitetsbibliothek. Das Praktikum war sozusagen selbst organisierter Teil meiner Ausbildung zur Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste an der Universität Potsdam. Finanzielle Unterstützung dafür hatte ich von der Stiftung „Leonardo da Vinci – Lebenslanges Lernen“ erhalten, mit der das OSZ Bürowirtschaft und Verwaltung eng kooperiert. Nützliche Hinweise gaben mir, bevor es richtig los ging, meine Ausbilderinnen Regina Klein und Gilda Kapp.

Chance für Emeriti

Noch bis zum 15. März können sich emeritierte deutsche Hochschullehrer für Lehraufenthalte im Ausland bei der Stiftunginitiative Johann Gottfried Herder bewerben. Das Programm richtet sich an pensionierte deutsche Hochschullehrer aller Fachrichtungen, die Interesse an einem längerfristigen, mindestens einsemestrigen Lehraufenthalt an einer Gasthochschule haben. Ihr Einsatz erfolgt insbesondere in solchen Projekten, die von oder in Kooperation mit deutschen Hochschulen im Ausland durchgeführt werden. Partner in der Stiftunginitiative sind der Deutsche Akademische Austauschdienst, die Gemeinnützige Hertie-Stiftung, die Robert Bosch Stiftung sowie der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. **Red.**

Interessenten finden vakante Stellen unter www.daad.de/jgh-stellen

Fragen beantwortet Marina Rädisch vom DAAD unter Tel.: 0228/882 636 beziehungsweise E-Mail: Raedisch@daad.de

Die große Reise begann am 26. Juni. Nach fünfeinhalb Stunden Fahrt kam ich erschöpft, aber glücklich in Odense an, die nach dem Gott Odin benannt und eine der ältesten Städte Dänemarks ist. Meine gemütliche Einraumwohnung lag direkt an einer Hauptstraße mit vielen, vielen Autos, gesäumt von Radwegen voller Fahrräder. Das Wetter war wunderbar, die Sonne schielte zwischen einzelnen Schäfchenwolken hindurch und tauchte die Stadt gegen Abend in ein wunderschönes Gelb-Rot. In den Sommermonaten bleibt die Sonne abends für gewöhnlich einfach an der nächstbesten Kirchturmspitze hängen. In meinem Zimmer herrschten deshalb nachts trotz zugezogener Vorhänge eher die Lichtverhältnisse eines bewölkten Regentages. Daran musste ich mich erst gewöhnen, kannte ich von Deutschland doch nur dunkle Nächte.

Bekannt ist Odense durch den beliebten Märchendichter Hans Christian Andersen, der hier seine Kindheitstage verbrachte. So ist es nicht verwunderlich, dass Odense das Barndomshjem, das Kindheitshaus, und ein Museum zu Ehren Andersens zu bieten hat. Beim Bummel durch die Stadt wird man auf Schritt und Tritt von seinen Märchenfiguren begleitet. Gefeierte wurde auch eine Menge, so zum Beispiel das Blomsterfestival (Blumenfest), das die sehr beliebte dänische Prinzessin Mary höchstpersönlich eröffnete.

In der Bibliothek wurde ich von meiner Chefin Aase Lindahl mit einem herzlichen Lächeln begrüßt. Gesprochen wurde Englisch und so wurde ich auch in mein erstes Projekt zur Umgestaltung und Zusammenstellung eines neuen juristischen Bestandes eingeführt. Teamarbeit, Rücksicht und Zusammenhalt schreiben die Dänen groß, Arbeitsabläufe werden mit allen Beteiligten besprochen. Ich konnte sogar eigene Ideen umsetzen. An verschiedenen Standorten lernte ich viel über die Organisation und die Aufgabenfelder der Bibliothek. Vieles ist dort sehr einheitlich gehalten. So gibt es beispielsweise einen Gesamtverbund der Bibliotheken. Das dänische Bibliotheksgesetz regelt zudem viele Aufgaben. Übrigens legt es auch fest, dass die Nutzung inklusive Fernleihe und Dienstleistungen der Bibliotheken für alle kostenlos ist. Zugrunde liegt dem ein hohes Interesse des Staates, viel in Bildung und Kultur zu investieren.

Aufgrund der kurzen Wege zur Uni und zum Zentrum legte ich mir relativ schnell ein Fahrrad zu. So konnte ich mich viel leichter ins bunte Getümmel der multikulturellen Stadt stürzen. Viele meiner Ausflüge waren Geheimtipps der dänischen Kollegen.

Die Zeit in Odense verging wie im Fluge. Ich hatte das Gefühl, das Praktikum beginne erst, als es schon wieder endete. Nach Hause fuhr ich mit dem guten Gewissen, meinen eigenen Horizont durch die vielen Erlebnisse erweitert zu haben. Profitiert habe ich auch bezüglich meiner Englisch- und Dänischkenntnisse. Der Aufenthalt war ein Gewinn, definitiv.

Kristin Schettler

Die Horizonte sind weiter am Meer: Viel Weitblick für Kristin Schettler.

Foto: privat





Lernen für ehrgeizige Ziele: Ephraim Desisas Nachhilfeschüler will Astronaut werden.

„Eine studiert jetzt Jura“

Studentische Nachhilfe für Migrantenkinder mit dem Integrationspreis ausgezeichnet

Sicher hat sich auch der einstige Initiator der studentischen Initiative „Hausaufgaben- und Nachhilfe für Kinder aus Flüchtlingsfamilien“ über den Integrationspreis 2010 des Landes Brandenburg gefreut. Sein Name verliert sich jedoch im „Dunkel“ der fünfjährigen Geschichte des Projektes, denn die ehrenamtlichen Helfer haben zwischenzeitlich mehrfach gewechselt. Die Initiative aber hatte Bestand und hat seither zahlreichen Flüchtlings- und Migrantenkindern den Einstieg ins deutsche Bildungssystem erleichtert und damit den Weg in eine erfolgreiche berufliche Zukunft.

VON BETTINA MICKA

Ephraim Desisa ist ein gefragter Mann: Während er noch dem zwölfjährigen Omed erklärt, was rationale Zahlen sind, rufen schon zwei andere Schützlinge nach seiner Hilfe. An drei Tagen in der Woche für jeweils zwei Stunden sind der angehende Lehrer und seine derzeit elf Mitstreiter für Kinder aus Migrantenfamilien da, helfen bei Hausaufgaben und bereiten sie auf Tests vor. Die Schüler und ihre Betreuer treffen sich im Studentischen Kulturzentrum KUZE. Den Kontakt zwischen Kindern und Studierenden vermittelt die Flüchtlingshilfe der Diakonie Potsdam. Die Schüler kommen überwiegend aus Afghanistan oder sind Kurden aus dem Libanon und der Türkei.

Die Hausaufgabenhilfe ist sehr gefragt. Derzeit sind es rund 20 Kinder und Jugendliche zwischen acht und 18 Jahren, die jede Woche in der Hermann-Elflein-Straße vorbeischauen. Omed beispielsweise ist schon seit vier Jahren dabei. Auch seine beiden Geschwister kommen regelmäßig. Der Zwölfjährige, der mit vier Jahren aus Afghanistan nach Deutschland kam, lässt sich vor allem in Physik, Mathe und Französisch helfen. In Physik habe er sich schon von einer Drei auf eine Zwei verbessert, erklärt er stolz. Dass er die Hausaufgabenhilfe sehr ernst nimmt, ist kein Wunder, denn er hat ehrgeizige Pläne: Er will Astronaut werden.

„Die Sprache ist kein Problem“, weiß Ephraim Desisa. „Die Kinder lernen sehr schnell Deutsch. Allerdings fehlt ihnen manchmal das Selbstvertrauen und sie fragen nach, obwohl sie etwas eigentlich schon verstanden haben.“ Die Schwierigkeiten in der Schule seien deshalb eigentlich die gleichen wie bei deutschen Kindern, so Desisa.

In dem Projekt engagieren sich überwiegend Studierende, einige bleiben nach dem Studium dabei. Aber auch ein pensionierter Journalist hat schon mitgemacht. Ephraim Desisa kam vor einhalb Jahren über einen Aufruf in der studentischen E-Mail-Liste zur Hausaufgabenhilfe, die zu der Zeit noch als Praktikum für angehende Lehrer anerkannt wurde. Schon lange hatte er den

Wunsch, ehrenamtlich mit Kindern zu arbeiten und so blieb er auch nach dem Praktikum dabei: „Hier kann ich mein Wissen praktisch anwenden und dabei noch etwas Gutes tun“, sagt er.

Die Betreuer führen keine Statistik über ihre Erfolge. „Aber wenn ich erfahre, dass demnächst zwei unserer Schüler ihr Abitur ablegen werden und eine jetzt Jura studiert, dann weiß ich, dass wir etwas erreicht haben“, freut sich Desisa. Wofür sie die 3000 Euro Preisgeld ausgeben wollen, haben die Studierenden noch nicht entschieden. Ihre Schützlinge würden gerne einen Ausflug unternehmen. In jedem Fall wird es eine Feier geben. Und für die Weihnachtsfeier und das nächste Sommerfest ist nun auch Geld da. Zudem können einige Lernspiele und Bücher angeschafft werden – gute Aussichten also für die Zukunft. Nur eines bereitet den engagierten Helfern Sorgen: der mangelnde „Nachwuchs“ an Betreuern. Durch die neue Studienstruktur haben die Bachelor- und Masterstudierenden weniger Zeit für ehrenamtliche Arbeit. Nun hoffen Desisa und seine Mitstreiter, dass der Preis und die damit verbundene öffentliche Aufmerksamkeit mehr Studierende und andere Interessierte dazu bringt, sich ihnen anzuschließen.

Kontakt: Ephraim Desisa, Tel.: 0331/2713409 oder 0176/2070724, E-Mail: edesisa@aol.com

Physik lag in der Luft

Lautstarkes und Klangschönes zur siebten Potsdamer Kinder-Universität

Was ist böse? Warum sind Blätter grün? Und wie kommt eigentlich der Ton aus einer Vuvuzela? Fragen, die in der 7. Potsdamer Kinder-Universität beantwortet wurden.

Rund 2000 Dritt- und Viertklässler aus Potsdam und dem Umland bevölkerten an einem sonnigen Septembertag den Uni-Campus in Golm, wo sie mit Musik und Grußworten von Bildungsminister Holger Rupprecht und Uni-Vizepräsident Dr. Thomas Grünewald empfangen wurden. Ausgestattet mit Bleistift, Klemmbrett und Papier zogen sie anschließend in die Hörsäle, um eine der 13 Vorlesungen zu erleben.

Mit verständlicher Sprache, kleinen Experimenten und anschaulichen Beispielen hatten sich die Professoren und Hochschullehrer an diesem Tag auf die jungen „Studierenden“ eingestellt. Von Molekularbiologe Prof. Bernd Müller-Röber konnten die Mädchen und Jungen zum Beispiel erfahren, warum die Blätter jetzt

im Herbst langsam ihre grüne Farbe verlieren und wie die Pflanzen es anstellen, Sonnenlicht aufzunehmen, um Energie zu gewinnen. Der Chemiker Dr. Dirk Schanzenbach verriet etwas über die Farben in der Natur und darüber, was die Menschen sich bei der Herstellung künstlicher Farbstoffe von ihr abgeschaut haben.

Prof. Norbert Franz von der Slavistik schaute mit den Schülern symbolisch in den Kochtopf und erklärte, was der Speiseplan mit der Kultur eines Landes zu tun hat, warum also die Italiener gern Nudeln, die Deutschen Kartoffeln und die Russen Kohlsuppe essen. Dr. Marie-Luise Raters philosophierte über „Das Böse“ und Musikwissenschaftlerin Prof. Birgit Jank lud dazu ein, die Töne der eigenen Stimme zu entdecken.

Dass Musik immer auch etwas mit Physik zu tun hat, erklärte Prof. Reimund Gerhard. Der Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät zeigte seinen jungen Studenten, wie Schallwellen in Musikinstrumenten

erzeugt, verstärkt und schließlich zu den Ohren gebracht werden. Lautstärkstes Beispiel war die Vuvuzela. Ob man aber tatsächlich jederzeit seinen Ohren trauen kann, das fragten die Sprachwissenschaftler Dr. Ruben van de Vijver und Dinah Baer-Henney und gaben einen Einblick in die Phonetik. Nachdem die Kinder in den Hörsälen lange stillgesessen hatten, konnten sie sich anschließend bei Bewegungsspielen austoben, in der Mensa HefeklöÙe essen oder sich in einem Musikprojekt des Tonkünstlerverbandes auf den Weg zur „Regentrude“ begeben. Allen, die sich an der 7. Kinderuni beteiligten, gilt ein herzlicher Dank.

ahc

Lautstarkes Experiment mit Vuvuzela in der Kindervorlesung von Physikprofessor Reimund Gerhard





Berufserfahrung als Schlüssel zum akademischen Abschluss: Zumindest in der Betriebswirtschaftslehre soll das für Führungskräfte aus Brandenburg im Land bald möglich sein.

Foto: Sophie Karsulke

Aus der Wirtschaft in den Hörsaal

BIEM e.V. will Betriebswirtschaftslehre für Berufstätige öffnen

Demographischer Wandel bedeutet in Ostdeutschland vor allem eines: Junge Leute werden selten; Kindergärten, aber auch Schulen müssen schließen. Die Hochschulen stellen sich vor diesem Hintergrund zunehmend der Herausforderung, interessierte Studierende für ihre Bildungsangebote zu finden.

Im Brandenburgischen Institut für Existenzgründung und Mittelstandsförderung (BIEM e.V.) an der Universität Potsdam gibt es deshalb Überlegungen, die Betriebswirtschaftslehre an Hochschulen für Führungskräfte in brandenburgischen Unternehmen zugänglich zu machen. Wie dies konkret aussehen könnte, wird gegenwärtig in einem entsprechenden Projekt geprüft. In Betracht kommen insbesondere Bachelor-Teilzeitstudiengänge, allerdings in nichtklassischer Form, und weiterbildende Masterstudiengänge.

„Im Jahre 2020 und später könnte die Studierendenschaft je zu einem Drittel aus Studierenden mit traditionellem Hochschulzugang, aus ausländischen Studierenden und Berufstätigen bestehen“, mutmaßt Uni-Vizepräsident Prof. Dr. Dieter Wagner. Gerade für die Berufstätigen sei in dem Zusammenhang eine bessere Durchlässigkeit zwischen beruflicher und akademischer Bildung notwendig. Das Projekt „Erfahrung anerkennen – Voraus-

setzung für einen akademischen Abschluss schaffen“ des BIEM e.V. strebt genau das an. Es will angehenden und aktiven Führungskräften aus Brandenburg ohne einen vollständigen akademischen Hintergrund den Zugang zum betriebswirtschaftlichen Studium auch an der Universität Potsdam ermöglichen. Dazu ist vor allem die Anerkennung und Anrechnung der Kompetenzen der Führungskräfte sinnvoll, welche diese bereits im Berufsalltag und bei Weiterbildungen erworben haben.

Die Chancen für eine erfolgreiche Umsetzung des Vorhabens stehen durchaus gut. Schließlich gibt das neue Hochschulgesetz für derartige Initiativen grünes Licht. Es erlaubt die Anrechnung von außerhalb des Hochschulwesens erworbenen Kenntnissen und Fähigkeiten bis zu 50 Prozent, wenn sie nach Inhalt und Niveau dem Teil des Studiums gleichwertig sind, welcher ersetzt werden soll.

Der innovative Kern des Projektes besteht in der systematischen Analyse der Bildungsbedarfe und Anrechnungspotentiale in der Region und einer daran anschließenden Entwicklung von nachhaltigen Serviceleistungen an vier Hochschulen im BIEM-Verbund. Zu diesen Services zählen Beratungen für die neuen Studieninteressierten, aber auch die Abwicklung qualitätsgesicherter Anrechnungsverfahren als Zuarbeit für die Hochschulgremien. Wenn alles gut geht, könnten bereits im nächs-

ten Jahr die ersten Führungskräfte im Rahmen eines Kooperationsprojektes mit der Verwaltungs- und Wirtschafts-Akademie Potsdam und der UP Transfer GmbH ihr in der Form verändertes Bachelor-Teilzeit-Studium an der Uni Potsdam aufnehmen.

Die Universität Potsdam gehörte im Verbund mit BIEM e.V. mit diesem Projekt zu den Siegern des Ideenwettbewerbs „Mehr Durchlässigkeit in der Berufsbildung – Brandenburg in Europa“ des brandenburgischen Ministeriums für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Familie. Durchgeführt wird es zusammen mit der Viadrina Frankfurt Oder, der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde, der Hochschule Lausitz und Partnern aus Wirtschaft und Weiterbildung. 500.000 Euro stehen insgesamt zur Verfügung. Die Mittel kommen vom Land und aus dem Europäischen Sozialfonds.

Magnus Müller, Brandenburgisches Institut für Existenzgründung und Mittelstandsförderung (BIEM) e.V.

BIEM e.V. ist ein Zusammenschluss aller neun Hochschulen des Landes Brandenburg. Für Nachfragen steht Roya Madani unter Tel: 0331/977-4447 beziehungsweise madani@uni-potsdam.de zur Verfügung.

„Malediction“ der Amsterdamer
Dudapaiva Company



„Lacrimosa“ mit Bruno Pilz
vom Multimedialen Figurentheater aus Berlin



Fotos: Unidram

Seminar im Bühnenraum

UNIDRAM-Organisator Thomas Pösl über das internationale Theaterfestival

Schon sind sie wieder verschwunden, die grünen Fabelwesen, skurrilen Klangmaschinen, poetischen Schattenbilder und grellen Lichtgestalten des 17. Internationalen Theaterfestivals UNIDRAM am Kulturstandort Schiffbauergasse. Alljährlich im Herbst veranstaltet das T-Werk gemeinsam mit der Universität dieses ambitionierte Theaterfest, bei dem diesmal 15 Ensembles aus elf Ländern zu Gast waren. Über die Ausstrahlung des Festivals und Querverbindungen zum Studienalltag sprach Antje Horn-Conrad mit dem Organisator Thomas Pösl.



Von Beginn an bei Unidram dabei: Thomas Pösl

Gerade sind die Erstsemester der Universität am Kulturstandort Schiffbauergasse begrüßt worden. Dort, wo jedes Jahr auch UNIDRAM stattfindet. Herr Pösl, wie sind Ihre Erfahrungen: Wird das Festival von den Studierenden angenommen?

Es gibt keine konkreten Erhebungen, aber es ist schon ein sehr junges, theaterbegeistertes und anspruchsvolles Publikum, das sich von den Inszenierungen angezogen fühlt. UNIDRAM spielt ja so etwas wie eine Vorreiterrolle, wenn es darum geht, Studierende an die Schiffbauergasse zu locken. Das Festival war vor Jahren die erste große Veranstaltung auf dem Areal, an der sich die verschiedenen Kulturhäuser beteiligt haben. Das war beispielgebend. Events wie die kürzlich veranstaltete „Stadt für eine Nacht“, in der sich auch Wissenschaftler der Universität präsentierten, und jetzt die Erstsemesterbegrüßung helfen dem Standort natürlich, sich zu entwickeln und Publikum zu gewinnen. Andererseits tragen

sie mit dazu bei, die Attraktivität Potsdams als Studienort insgesamt zu erhöhen.

Welche Bedeutung hat ein Theaterfestival wie UNIDRAM für die Studierenden?

Als es 1994 ins Leben gerufen wurde, verfolgte die Universität damit die klare Absicht, zur kulturellen Bildung der Studierenden beizutragen. Was im Studienalltag oft zu kurz kommt, sollte hier einmal im Jahr konzentriert und exemplarisch möglich sein. Außerdem ist es ein internationales Festival, das den interkulturellen Austausch befördert. Es gibt rund um die Inszenierungen zahlreiche Diskussionsforen, Workshops und auch Partys. Viel Raum für Begegnungen mit Kreativen aus anderen Ländern.

Sind denn Studierende in die Vorbereitung des Festivals einbezogen?

Natürlich. UNIDRAM bietet einen idealen Ort, um Praxiserfahrungen zu sammeln. Vor allem Studierende der Kultur- und Medienwissenschaften und der Germanistik nutzen das Festival als Praktikumsgelegenheit. Sie helfen in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit oder auch im Veranstaltungsmanagement. Das ist gewinnbringend für beide Seiten. Und wirkt auch in die Lehre an der Universität zurück.

Inwiefern?

Im Institut für Künste und Medien zum Beispiel. Dort gibt es alljährlich bei Dr. Hans-Christian Stillmark ein Begleitseminar zu UNIDRAM, in dem die Studierenden ihre theatertheoretischen Kenntnisse zur Praxis in Bezug setzen können. Sie besuchen einige Vorstellungen, beurteilen die Inszenierungen und schreiben dazu Seminarar-

beiten, die anschließend auf der Website des Festivals veröffentlicht werden. Eine zweite sehr erfolgreiche Querverbindung zur Lehre bilden die Schauspiel-Workshops, die der T-Werk-Chef und Mitorganisator des Festivals Dr. Jens-Uwe Sprengel mit Lehramtsstudierenden durchführt.

Schauspielunterricht für angehende Lehrer?

Dabei geht es vor allem um den bewussten Einsatz von Körpersprache und Präsenz im Unterricht. In den Übungen reflektieren die künftigen Lehrer ihre Wirkung, die sie entfalten, wenn sie vor einer Klasse stehen. Das hilft Ängste und Unsicherheiten abzubauen. Bislang wird dieses Angebot vor allem von der Mathematikdidaktik angenommen. Es ließe sich aber ohne Probleme auch auf andere Fächer ausweiten.

Es ist auffallend, dass Studierende heute kaum noch Theater spielen. Als UNIDRAM entstand, war das anders. Sie selbst gehörten damals zur studentischen Theatergruppe DeGater 87.

Offensichtlich bietet das Studium heute weniger Freiraum für die Theaterarbeit. Man muss sich in dem sehr dicht organisierten Studienalltag ja regelmäßig mit anderen treffen können, um zu probieren. Wenn dann noch Jobs dazu kommen, ist das fast unmöglich.

Sehen Sie für mehr Kulturarbeit an der Universität dennoch Möglichkeiten?

Ich würde gern die Arbeitsbeziehungen mit dem Bereich Musik verstärken. Auch im Institut für Künste und Medien könnten noch weitere Projekte entstehen, um die kulturelle Bildung des akademischen Nachwuchses wieder etwas stärker in den Studienalltag zu integrieren.



Tipps und Termine

RINGVORLESUNG

„LEBEN IN VIRTUELLEN WELTEN“

16. November 2010, 16.00 Uhr

„Fördern gewalthaltige Medieninhalte die Aggressionsbereitschaft?“

Referentin: **Dr. Ingrid Möller (Universität Potsdam)**

Uni-Komplex Am Neuen Palais, Am Neuen Palais 10, Haus 8, Foyer des Audimax

www.uni-potsdam.de/db/ler/index.php?ID_seite=162

GASTVORTRAGSREIHE

„PERSPEKTIVEN DER AUFKLÄRUNGSFORSCHUNG“

18. November 2010, 18.00 Uhr

„Aufklärung im Spannungsfeld von Politik, Ethik und Macht“

Referent: **Prof. Dr. Hans W. Blom (Erasmus Universität Rotterdam)**

Uni-Komplex Am Neuen Palais, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam, Haus 9, HS 114

www.uni-potsdam.de/fileadmin/projects/germanistik-02/Internationale_Gastvortragsreihe_Platkat.pdf

ANTRITTSVORLESUNG

24. November 2010, 17.00 Uhr

„Wächst Hören auf Bäumen – sind Nüsse das neue Biohörgerät?“

Referent: **Hon. Prof. Dr. med. Ovidiu König**

Uni-Komplex Golm, Karl-Liebknecht-Str. 24/25, 14476 Golm, Haus 25, Raum F-101

FESTVERANSTALTUNG

26. November 2010, 16.30 Uhr

Absolventenfeier der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät

Uni-Komplex Golm, Karl-Liebknecht-Str. 24/25, 14476 Golm, Haus 27, Raum 0.01

INFORMATIONSAUSTAUSCH

1. Dezember 2010, 15.00 Uhr

„Fachkräftesicherung durch Förderung berufsbegleitender Hochschulbildung“

Universität Potsdam, Uni-Komplex Griebnitzsee, August-Bebel-Str. 89, 14482 Potsdam, Haus 1, HS 10

www.erfahrung-ankennen.de

AUSSTELLUNG

noch bis 12. Dezember 2010

„Tugend Treue Eigenständigkeit – Schloss Reckahn als geselliger Treffpunkt aufgeklärter Frauen“

Rochow Museum Reckahn, Dorfstr. 27,

14797 Kloster Lehnin OT Reckahn

geöffnet Di-Fr.: 10.00 – 17.00 Uhr,

Sa: 10.00 – 18.00 Uhr

www.rochow-museum.uni-potsdam.de

Ideenwettbewerb

Vorurteile über West- und Ostdeutsche sind auch nach über zwei Jahrzehnten im wiedervereinigten Deutschland präsent. Eine aktuelle Studie belegt, dass noch immer 56 Prozent der Deutschen große Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland sehen. Die Deutsche Gesellschaft e.V. hat vor diesem Hintergrund einen bundesweiten Ideenwettbewerb zur Frage „20 Jahre Wiedervereinigung – wie lässt sich die Deutsche Einheit gemeinsam gestalten?“ ausgeschrieben. Einsendeschluss ist der **19. November 2010**. Der beste Beitrag wird mit 2.000 Euro prämiert.

Weitere Infos unter: www.ideen-wettbewerb.net

Red.

Erster Workshop für Deutsch-Türkische Uni

Am 16. und 17. November 2010 findet an der Universität Potsdam der erste Workshop zum Aufbau der naturwissenschaftlichen Fakultät an der Deutsch-Türkischen Universität (DTU) in Istanbul statt. Dabei wollen 40 führende deutsche und türkische Wissenschaftler Details zu Struktur und Inhalten festlegen. Das Treffen wurde jetzt notwendig, weil im Oktober der erste Spatenstich für die DTU erfolgte. Insgesamt haben sechs deutsche Universitäten die Federführung bei der Errichtung der Lehr- und Forschungseinrichtung übernommen. Die Universität Potsdam und das Potsdam Research Network pearls koordinieren die Schaffung der naturwissenschaftlichen Fakultät. Deren Schwerpunkte werden die Geo- und Biowissenschaften sein. Schon im Wintersemester 2011 beginnen die ersten Studierenden ihre Ausbildung an der DTU.

Red.

Ausgezeichnet

Als Demografie-Beispiel des Monats Oktober hat die brandenburgische Staatskanzlei den Potsdamer „Campus der Generationen“ ausgezeichnet. Die Ehrung erfolgte durch Abteilungsleiterin Birgit Gidde während der diesjährigen Abschlussveranstaltung. Das von der UP Transfer GmbH der Uni Potsdam getragene Projekt wendet sich an erwerbslose Akademikerinnen und Akademiker im Alter zwischen 50 und 64 Jahren. Ihnen wird eine sechsmonatige Weiterbildung geboten, die die Chancen auf dem Arbeitsmarkt verbessern soll. Die Teilnehmer setzen dabei gemeinsam mit Studierenden der Hochschule Projekte um, die von brandenburgischen Unternehmen in Auftrag gegeben wurden. Zudem bekommen die Männer und Frauen an der Universität auch Schlüsselkompetenzen vermittelt.

Red.

GO-Incubator läuft weiter

In veränderter Form wird das im Sommer ausgedehnte GO:Incubator-Projekt fortgesetzt. Das bestätigte Jan Alberti, Prokurist der seit zwei Jahren bestehenden GO:Incubator GmbH. Die Beratung von Gründungsprojekten in der Vorgründungsphase bleibt weiter in der Hand der Golmer Experten. Während anfänglich lediglich Vorhaben der Uni-Potsdam fachmännisch begleitet wurden, sitzen nun auch die Fachhochschulen Brandenburg, Potsdam und Eberswalde sowie die Hochschule für Film- und Fernsehen und das Hasso Plattner-Institut für Softwaresystemtechnik mit im Boot. Bis Ende 2013 erfolgt überdies die Unterstützung von technologieorientierten Teams in der Hochschulregion Nord/West. Hierfür fließen EFRE-Mittel.

Red.

SCHON STUDIERT?



**Jetzt die PNN im attraktiven
Studentenabonnement kennenlernen,
Campus-News in Potsdam inklusive,
50% sparen* und einen gemütlichen
Kinoabend zu zweit verbringen!**

**Alle Infos unter www.pnn.de/studenten-mini-abo
oder Tel. 0331/23 76 100**

*gegenüber dem regulären Bezugspreis

Wir sind Potsdam.

